

Der Gros,

oder

über die Liebe.

1.

Verbrechen und Liebe.

Gerold, des Königs geistlicher Rath, trat mit seiner Gemahlin Claudia und der schönen Tochter Maximiliane in den Garten meines Landhauses. Nach den ersten Freundlichkeiten der Begrüßung führte ich die lieben Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wo meine Augustine schon den runden Tisch recht wirthlich mit mancherlei Erfrischungen bedeckt hatte. Sie selbst ging den Kommenden grüßend aus der Laube entgegen, unsern Jüngstgeborenen auf dem Arm.

Allen that uns die Dämmerung und Kühle der blühenden Laubhütte wohl. Denn es war einer der heißen Nachmittage des Monats, dem die Rosen bei uns ihre Schönheit aufschließen; am Himmelsblau kein Wölkchen. Gerold wählte seinen Platz neben mir. Uns gegenüber saßen die Frauen; Maximiliane in einen Winkel des grünen Eckbänkchens geschmiegt, von dem sie seitwärts den breiten Hauptgang des Gartens übersehen konnte. Und ich bemerkte es wohl, wie oft sich, selbst während sie mit uns sprach,

ihre Blicke flüchtig nach diesem Hauptgange wandten. Noch erwarteten wir unsern edeln Freund Holmer, Mitglied des Obergerichtshofes, und seinen Sohn, den Gesandtschaftsrath, Maximilianens Bräutigam, welcher erst seit drei Tagen von einer Sendung nach London zurückgekommen war.

Das Gespräch lenkte sich sogleich anfangs, wie das immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages. Man hatte nämlich am Morgen einen jungen Mann, Namens Lukasson, mit dem Schwerte hingerichtet und aufs Rad geflochten, welcher der Sohn eines guten Hauses, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen war, und dennoch der vorsätzliche Mörder seines jungen, von ihm heißgeliebten Freundes Walter werden konnte. Die verbrecherische That war um so auffallender, weil Lukasson den Getödteten noch bis zum letzten Augenblicke geliebt, und denselben im Schlafe erschossen hatte *). Inzwischen mußte es doch, nach Jedermanns Urtheil, in einem Anfall von Wahnsinn geschehen sein. Denn es war bekannt, daß Lukasson, von jeher ungestümen und mit sich selbst entzweiten Wesens, zwischen leichtsinnigen Ausschweifungen und schwermüthigen Vereunungen schwankend, zuletzt das unselige Mittel der Selbstbetäubung durch starke Getränke ergriffen hatte.

„Leichter läßt sich die verderbte Denkart des Mörders erklären, als daß der tugendhafte Jüngling Walter Freund eines solchen Ungeheuers sein konnte!“ sagte die Gattin Gerolds.

„War Walter, der Jüngling, tugendhaft, woran ich nicht zweifle,“ erwiderte ihr Gemahl, „so muß auch der Mörder noch, ungeachtet seiner Leidenschaften und Verirrungen, im Besitze von Tugenden gewesen sein, die ihn lebenswürdig machen konnten. Und es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt Lukasson den Jüngling

*) Die oben erzählte Begebenheit gründet sich auf eine wirkliche Thatsache.

von allen schlechten Gesellschaften entfernt hielt; wie er ihn theils selbst unterrichtete, theils auf seine Kosten in Musik, Malerei und andern Dingen unterrichten ließ, weil Walter ein Sohn wenig bemittelter Aeltern war; ja, man weiß, wie Lukasson selbst und vielmals unter heißen Thränen seinen Freund vor den Leidenschaften warnte, die ihn zerrissen, und wie er sich ihm selbst als Beispiel von dem Elend ausstellte, welches diejenigen erdrückt, die von der Tugend abtrünnig werden.“

„Ich stimme dir bei, Gerold,“ sprach ich, „wir wollen den Verbrecher nicht verdammen, weil die Gottheit uns kein Auge für das Innere des Menschen gegeben hat. Gleichwie wir Kranke kennen, die bei hellem Bewußtsein dessen, was sie sagen wollen, doch andere Worte, als sie wollen, sprechen, und dadurch unverständlich und über sich selbst unwillig reden: so ist es auch wohl möglich, daß Personen vorhanden sind von so verstimmtem Bau der Nerven, daß ihr bester Wille ohnmächtig wird, das Gute zu thun, und daß sie das Böse begehen mit heller Vorstellung, ja mit vollem Abscheu des Unrechts.“

„Eine schauderhafte Möglichkeit, Beda,“ sagte Gerold zu mir, und schüttelte fromm verneinend das Haupt, „eine gefährliche Lehre, wodurch alle sittliche Zurechnung, ja Tugend und Sünde selbst zweifelhaft werden. Damit wäre die Freiheit des Willens leeres Gaukelspiel des sich selbst bethörenden Menschengesistes, und der Satz aufgestellt: das Verbrechen sei weder Schuld, noch die edelste Selbstaufopferung Verdienst der Sterblichen. Da hätten wir den träumerischen Lehrsatz von der Gnadenwahl in anderer Gestalt wieder, nach welchem einige Kirchengelehrte, in St. Augustins Fußstapfen, Gott aus Willkür einen Theil der Menschen zu allem Guten unfähig machen, und schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, Andere aus ähnlicher, kindischer Willkür zur ewigen Seligkeit vorausbestimmen lassen.“

Ich erwiderte: „Keineswegs halte ich dafür — vorausgesetzt, in meiner Aeußerung wäre eine Wahrheit, — daß wir den innern Werth der Wahrheit überhaupt nach dem Maßstabe des Möglichen und Schädlichen würdigen dürfen. Die Wahrheit soll sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Was sagst du denn zu den Kretinen, welche einen menschlichen Geist in menschlicher Gestalt, und doch nicht den freien Gebrauch aller Seelenkräfte haben? Was zu den Wahnsinnigen und Irren, die in ihren lichten Augenblicken so vernünftig urtheilen, als wir beide, und das selbst verdammen, was sie im verfinsterten Augenblicke geredet oder gehandelt haben?“

„Bei ihnen ist offenbar Krankheit vorhanden,“ versetzte Gerold, „und wir können sie nicht mit Verbrechern vergleichen, die hellen Bewußtseins fähig sind, und noch dazu in dem Grade, daß sie, wie du sagst, sogar wider ihren Willen und mit vollem Abscheu des Frevels den Frevel begehen.“

„Wenn es,“ sagte ich, „wie in allen Zweigen der Natur, auch in Nerven- und in Seelenkrankheiten eine unendliche Reihe von Abstufungen oder Verschiedenheiten gibt: warum möchtest du mir dann nicht erlauben, einen krankhaften Zustand für möglich und wahrscheinlich zu halten, wie ich ihn bezeichnete? Es gibt nicht nur offenbare, sondern auch unsichtbare Krankheiten; und Mancher hält sich für gesund und wird dafür gehalten, der es nicht ist.“

„Hilf Himmel, Bedä!“ rief Gerold: „wenn du Recht hättest, was würde aus unsern bürgerlichen Gesetzgebungen, was aus unserer Rechtslehre und Sittenlehre werden müssen? Wen könnten wir loben, wen verdammen?“

„Freund Gerold,“ entgegnete ich, „wie mag dich das befremden? Wir leben in einer Welt trügerischer Erscheinungen, die jeden Augenblick irre führen. In der bürgerlichen Gesellschaft

frönen oder kreuzigen wir die That, nicht das Gemüth. Dies hat oft die Krone verdient, während das Gericht der blinden Sterblichen jene ans Kreuz schlug; und eben so oft geschieht das Gegentheil.“

Gerold legte beide Hände verhüllend auf sein Antlitz und rief: „Darum ist's gut, daß die ewige Gottheit ist und waltet!“

Meine Frau schlug ihre Augen von ihrem Säugling zu mir auf und sagte: „So sollte uns ja der Anblick keiner schönen That freuen und keiner Schandthat betrüben. Sage mir, was loben wir denn, was tadeln wir denn noch?“

„Die gute That, liebes Kind, nicht das uns unbekannte Gemüth!“ erwiderte ich: „Und in der That loben wir weniger den Thäter, als uns selbst, indem wir den Werth des ewigen Gesetzes der Heiligkeit erkennen, und uns freuen, daß es in uns lebt, und daß das ihm Entsprechende auch außer uns erscheint. Die Verehrung des Guten, die Verdammung des Bösen in einer fremden Handlung ist das rege werdende Selbstgefühl unserer göttlichen Natur.“

Gerold nickte mir Beifall und sagte: „Darin stimm' ich billig mit dir ein. Aber, Bedä, der weltliche Richter, darf er den Frevel des Wahnsinnigen, darf er die wider Willen des kranken Thäters begangene That verdammen? Und ich frage noch einmal: was soll aus unserer Rechts-, was aus unserer Sittenlehre werden, wenn der Mensch, wie du sagst, auch wider seinen Willen unrecht und unsittlich sein, und nach dem empörenden Wahn des Alterthums, wie vom bösen Geiste oder dem Fatum unserer Trauerspieldichter getrieben, das Verbrechen in dem Augenblicke, da er es verabscheut, zu vollbringen gezwungen ist?“

Ich erwiderte ihm: „Es geschehen durchaus keine bösen Thaten, als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unnatürliche, oder, was dasselbe ist, das Unvernünf-

tige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige wollen; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns begehrt es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes, von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesamtwesen, wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist: eine Krankheit, die wir häufig selbst verschuldet haben. Der größte Theil von unsern Rechts- und Sittenlehren aber ist auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungslos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich, wie die Kunst eines empirischen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den besten Theil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einsicht geht. Und gleich wie mir derjenige Arzt der weisere zu sein scheint, welcher, die eigentlichen Naturen seiner Kunden genau erforschend, sie durch angemessene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: so scheint mir derjenige Theil der Sittenlehre der wesentlichste, welcher bis jetzt am wenigsten bedacht ist, und der nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hilfsmittel schöpft, die Harmonie unsers Wesens unverletzt und vor Verstimmung und Krankheit zu bewahren.“

Hier unterbrach mich Claudia, die Gemahlin Gerolds, und rief lachend: „Vergesset auch nicht, o ihr weisen Meister, in eurer Sittenlehre das Kapitel von den Pflichten gelehrter Männer gegen anwesende Frauenzimmer, die beim Anhören eurer Weisheit vor Langerweile sterbenskrank werden. Fülle den Herren die Gläser, Maximiliane. Man sagt, der Wein, den die Hand einer jungen Braut spendet, werde feuerreicher. Ich will unterdessen unsere Tassen mit Thee füllen, er hat endlich genug gezogen.“

„Wohlgesprochen, Claudia!“ sagte Gerold, hob das Glas und stieß mit mir an: „Plaudern wir von angenehmen Dingen. Ich möchte mich zerstreuen und den schauerlichen, wüsten Hinrichtungsprunk dieses Morgens aus meinem Gedächtniß wischen. Wer von uns erfindet sogleich eine angenehme Aufgabe, die uns Alle an sich zieht?“

„Ich schlage einen gewissen Jemand vor,“ sagte ich, „den ich, wenn ich König wäre, nie zum Gesandtschaftsrath gemacht hätte. Denn wenn er sich so lange vergebens erwarten läßt, wohin ihn sein Herz sendet: wie träge wird er sein, wenn er dahin gesandt wird, wohin er nicht mag!“

Marimillane senkte lächelnd, indem sie erröthete, die Augenlider und sagte: „Mußte ich nicht eben hören, wie fremd uns die Tiefen der Seele sind, und daß wir den Menschen nicht nach der That beurtheilen sollen? Wer weiß denn, ob Holmarn sein Herz hieher schickt? Wer weiß denn, wenn er früher, als ich, gekommen wäre, ob ihn darum hieher sein Herz gezogen hätte?“

„Sieh, das hast du, Beda, mit deiner Lehre angerichtet!“ sagte Gerold: „Nun werden die jungen Leute sogar noch am Vorabend ihrer Vermählung zweifeln, ob sie einander lieben?“

2.

Die Liebe der Mutter und der Geschwister.

„Ha!“ rief mit schelmischem Blicke mein junges Weib: „Wo ist das Mädchen, welches nicht vor und nach der Vermählung zweifelt? Gebt nur zu, ihr Männer, daß wir tiefer in die Seele blicken, und, was darin vorgeht, seiner herausfühlen oder herausahnen, als ihr.“

„Wenn dem so wäre, Augustine,“ sagte ich, „müßtet ihr weniger zweifeln, sondern der Sache gewisser sein, als wir.“

Und Gerold setzte hinzu: „Wie scharf auch der weibliche Blick sein mag, in solchen Angelegenheiten ist er es am wenigsten. Man weiß ja, Liebe geht mit verbundenen Augen.“

„Ganz gut,“ sagte Augustine, „aber man weiß auch, Weiber sollen etwas Neugier haben. Drum lüpfst selbst das liebendste Mädchen mitunter die Binde gern. Und wenn es dann im Herzen des Auserwählten kaltes Eis, in seinen Schwüren aber Feuer erblickt, muß es da nicht zweifeln und irre werden? Man kann für Niemanden schwören, daß er wirklich und wahr liebe. Ich möchte sogar nicht immer für das Herz meines Mannes schwören. Beda sagt, er liebe mich. Ihm und noch mehr mir selber zu Gefallen glaub' ich es gern. Aber dennoch sehe ich zuweilen tief in seinem Herzen . . .“

„Was?“ rief ich: „Eis?“

„Nun wenn auch kein Eis, doch Schneeflocken!“ versetzte sie lachend: „Man kann für kein Herz schwören, ob es liebe . . .“

„Als für das Mutterherz!“ fiel Claudia, Gerolds Gemahlin, ein: „Seht doch, wie süß der kleine Engel hier auf dem Schooße Augustinens schläft! Keiner beachtet ihn, aber die Mutter unaufhörlich. Ihr Geplauder geht zu euch, aber ihr Gedanke zu ihm. Sie legt ihm das Köpfchen sanfter; sie weht mit der Hand ihm die Fliege vom Händchen. Sie blickt von Zeit zu Zeit nieder, zu sehen, nicht ob der Säugling schläft, nein, ob er recht wohl ist, ob er recht zufrieden schlummert.“

Augustine senkte mit seligem Wohlgefallen die Augen auf ihren schlummernden Liebling, hob ihn leise empor zu ihren Lippen, hauchte ihm einen Kuß auf die Wange und sagte: „Ach, Mutterliebe ich auch eine ganz andere Liebe, als die Liebe des Jünglings und des Mädchens. Es ist die, von der kein Mann weiß.“

„Aber wie eine ganz andere Liebe?“ fragte Gerold: „Die Empfindung der Liebe ist immer doch eine und dieselbe, so, daß

selbst die Sprache nicht mehr als eine Liebe kennt, auch für die Mehrheit keinen Ausdruck hat, und nicht sagt: die Lieben, sondern höchstens: die Liebschaften, bei denen freilich nicht immer die Liebe herrscht.“

Glaudia, seine Gattin, erwiderte: „Der Mann hat die Sprache erfunden, nicht aber das Weib, wie du aus Adams Geschichte weißt. Der Mann aber kennt nur eine Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebschaften. Wäre das Weib Erfinderin der Sprache gewesen, es würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort erdacht haben.“

„Antworte mir ernster!“ sagte Gerold: „Wie ist die Empfindung der Mutterliebe anders, als die der Braut?“

„Du müßtest Weib sein, mich zu verstehen,“ entgegnete Glaudia, „und der Blinde müßte sehen können, um deine Unterscheidung des Sehens und Hörens zu begreifen. Die Brautliebe wirkt mächtiger auf die Einbildungskraft ein, und durch sie; daher bringt sie so viel Selbstverblendung und Täuschung, steht dem Rausche und dem Wahnsinn nahe, oder kann in Wahnsinn übergehen. Das ist nicht der Fall, oder äußerst selten, in der Mutterliebe. Muttergefühl ist inniger, tiefer; und doch betäubt es den Verstand nicht, begeistert zu keinen Gedichten, verwandelt die Ansicht der Dinge nicht. Brautliebe verachtet Gefahr und Tod, aber kann hintennach sich selbst bereuen. Mutterliebe trägt freudig Schmerzen, Opfer und Tod, und bereut ihre Thaten nie. Jüngling und Mädchen sind einander zwei fremde Wesen, die durch die Macht der Natur erst zusammengeführt und gegenseitig durch den Zauber der Einbildung verschönert werden. Keiner liebt eigentlich den Andern so sehr, als im Andern sich selbst, oder vielmehr sein Urbild des Guten und Schönen, welches er lebendig geworden zu sein wähnt. Hingegen Mutter und Kind sind sich nicht fremd, sind nicht Zwei, sondern Eins, das eben

in Zwei auseinander soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die Mutter kann allein zum Kinde sagen: du bist mein Leib, mein Blut, mein Leben, meine Seele.“

„Du hast es berührt, du scharfsinnige Claudia!“ rief Augustine: „Ach, und ich setze hinzu, indem ich meinen Säugling sehe: du mein Blut, mein Leben, meine Seele, bist mir theurer, denn mein eigenes Blut und Leben und als meine eigene Seele, eben darum, weil du mein Ich bist und von mir scheidest!“

Gerold lächelte gerührt, und sagte zu Augustinen: „O die heilige Natur, welche Stimmen klingen aus ihr hervor! — Doch scheint mir alles das mehr sinnreich, bildlich, dichterisch gesagt, als wahr.“

„Wohl treu und wahr bis zum Buchstaben!“ entgegnete Augustine und küßte den Kleinen in ihrem Arm: „Wie denn? Ist dies nicht Blut von meinem Blut, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele? Ich habe gefunden festen Schlaf des Nachts; mich weckt kein fremdes Geräusch. Aber wenn dieser sich leise in der Wiege regt, bin ich wach. Wir werden beide zugleich munter. Seine Seele weckt die meinige. Woher das, wenn nicht selbst noch Verbindung zwischen den halbgetrennten Seelen wäre? Oft, wenn ich das Kind sehe, wird die Empfindung der Liebe so wunderbar mächtig, daß — lächelt nur nicht! — es mir angenehm krampfhaft das Innerste der Brust zusammenzieht, und ein liebliches Weh davon mir in die Zahnnerven dringt. Das verstehet ihr Männer nicht! Aber ich begreife, was man von Müttern erzählt, daß sie ihre Kinder vor Liebe gebissen haben*). Ach, ich könnte euch noch Vieles sagen, höchst Wunderbares und Seltsames, das ich an mir erfahren. Aber könnte ich's sagen!

*) Die meisten Mütter erfahren diese und andere ähnliche Wirkungen, die oben erzählt sind, an sich.

ihr würdet es nicht verstehen, und wenn ihr es verstandet, würdet ihr mir's nicht glauben."

Sie sagte dies so warm und lebhaft, daß ihr ganzes Antlitz dabei in milder Erröthung schimmerte. Ich konnte mich nicht erwehren, in tiefer Bewegung ihr die Hand zuzustrecken und die ihrige, die sie mir reichte, zu küssen. „Wohl glaube ich dir alles, was du sprichst," sagte ich zu ihr, „und mehr, als du andeutest, liebes Weib. Wer erkennt das geheime Walten der Seelenatur? Mutterliebe ist wohl andere Liebe, als Brautliebe, wenn schon eine, wie die andere, Wirkung jenes ewigen, allgemeinen Naturgesetzes ist, welches selbst dem gefühllosen Baume des Waldes Handlungen der Zärtlichkeit verleiht, und ihn die gefallenen Samen im Herbst mit Laub warm decken läßt, damit sie im Winter gegen strenge Kälte Schutz, und im Frühjahr Nahrung und Frische des Grundes finden mögen, in welchen sie sich einwurzeln wollen."

„Es drängt sich mir aber noch ein Zweifel auf!" sagte Gerold: „Wie kommt es, daß Brüder und Schwestern, diese Lichtflamme aus der Mutterflamme, weder die Mutter mit der gleichen Innigkeit lieben, wie sie von ihr geliebt werden, noch daß sie sich selbst inbrünstig unter einander lieben?"

Beide Frauen blieben lange in sinnigem Schweigen. Claudia antwortete endlich: „Wir Frauen wissen wohl, was wir selbst fühlen; aber was Andere, das mögen unsere Weisheitsmeister enträthseln."

„Diesen Titel," erwiderte ich, „erwerben auf den Hochschulen freilich kaum bärtig gewordene Jünglinge, aber sie legen ihn im Alter, wenn sie wissen, daß sie ewige Lehrlinge sind, bescheiden wieder ab. Dies der Spötterin zur Nachricht. Uebrigens glaub' ich, daß, wie die Kinder beständig von der Mutter hinwegwachsen, und zur Selbstständigkeit übergehen, besonders wenn sie unmittelbar keine Lebensheile mehr von ihr annehmen: so gehen im

Wachsen auch Brüder und Schwestern, als selbsteigene Wesen, aus einander, die zuletzt nichts mehr gemein mit einander haben. Wie sehr Kinder aber in ihrem Sein und Wesen noch Eins sein können, ist allensfalls nur an Zwillingen wahrzunehmen, und besonders in deren Säuglingstagen. Man kennt auch viele Geschichten von Zwillingen, deren einer immer Lust und Weh' des andern mit empfand, und bei denen der Tod des einen den des andern nach sich gezogen zu haben schien. So erinnere ich mich, als des jüngsten Beispiels dieser Art, des Schicksals der beiden bekannten französischen Feldherrn Cäsar und Constantin Fauchet. Sie waren Zwillinge, so ähnlich einander, daß man sie in der ersten Jugend mit einem Bande unterscheiden mußte, um Verwechslung zu verhüten, wenn sie nackt waren. Beide weihten sich dem Kriegswesen; beide hatten so seltene Ähnlichkeit, selbst in ihren Ansichten, daß wenn einer aus der Gesellschaft ging und der andere blieb, der Bleibende das Gespräch des ersten fortsetzen konnte, und Jeder, der nicht genau Acht gehabt hatte, noch den Weggegangenen vor sich zu haben glaubte. Beide wurden bei verschiedenen Heeren an demselben Tage verwundet, beide an demselben Tage zu Generalen ernannt, beide endlich im Jahr 1815 an demselben Tage, wegen ihrer staatlichen Gesinnungen und Vergehen, zum Tode verurtheilt und erschossen. Inzwischen haben wir von dergleichen merkwürdigen Erscheinungen zu wenig seelenkündende Beobachtungen, und die wenigen sind nicht immer mit Genauigkeit oder Feinheit angestellt."

"In der That," sagte Gerold, "betrachte ich die Liebe der Kinder zu den Aeltern, so wie der Geschwister unter einander, als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande, als aus der innigsten Gewöhnung seit den frühesten Lebenstagen entspringt. An diese Gewöhnung hängen sich die allerersten, lebendigsten und bleibendsten, ja im Alter sogar lebendiger werdenden

Erinnerungen aus den Tagen, da die Stube noch unsere Welt, und Aeltern und Geschwister für uns der größte Theil der Menschheit waren. Dies Ineinandergeewöhntsein, so lange man zurückdenken kann, und daß man sich da von jeher gleichsam immer durch und durch sah, gebiert eine Vertrautheit, die man nachher nie mit andern Freunden hat, und verleihet der Geschwisterliebe ihre ganze Eigenthümlichkeit. Es läßt sich daraus auch wieder erklären, warum Geschwister einander oft gehässig abstossen, und mit Fremden befreundeter, als unter sich sind; aber mehr noch, daß Brüder und Schwestern, die wirklich in Feindschaft leben, dennoch ihre Anhänglichkeit an einander nicht verlieren können, immer an einander denken und sich um einander bekümmern müssen. Und weil sie sich, selbst wider Willen, an einander erinnern müssen, geschieht es, daß sie um weit Geringeres bitterer mit einander zürnen, als mit Fremden um Wichtigeres, wie Mann und Weib in übler Ehe, die, in jedem Augenblicke und bei jeder Kleinigkeit, einander berühren.

3.

Das Brautpaar.

Während Gerold sprach, und ich aufmerksam horchte, hefteten sich unwillkürlich meine Augen auf Maximilianens schönes Gesicht. Ich bemerkte, wie dies plötzlich hochroth aufglühte, dann allmählig wieder blässer ward; wie die Augen heller blizten und ängstlich links und rechts in der Jasminlaube umherirrten, als wäre eine Gefahr vorhanden, der das Mädchen entrinnen möchte. Die Unruhe ihrer Augen schien sich dem ganzen Körper mitzutheilen, ohne daß er sich doch bewegte. Nur ihr Busen stieg und fiel im zitternden Athem schneller, und einer ihrer Füße zuckte jach zurück, während ihre linke Hand hastig, und als ge-

schehe es bewußtlos, seitwärts nach einem Jasminstamm griff und fest daran hielt, als wollte die Laube wanken und sinken. Sie schien aufstehen und davon eilen zu wollen, aber es nicht zu können, wie wenn sie durch unsichtbare Gewalt gebunden wäre. Unverkennbar zeigten ihre Anstrengungen an, ihrer selbst mächtig zu werden. Sie glühte höher auf im Gesicht, als zuvor, und ein schöner Schimmer übersloß ihre Mienen. Sie nahm eilig eine Pomeranze vom Teller, und das Messer, um sie zu schälen, war sehr emsig zu dieser Arbeit, und ich sah, daß ihre Hände zitterten.

Indem hörten wir Schritte durch den Gartengang nahen. Es war der junge Holmar, welcher kam. Wir standen, ihn bewillkommend, bei seinem Gruße auf, Maximiliane aber am spätesten. Mit uns redete er; allein auf sie waren seine Augen gewandt, und hinwieder ihre Blicke hingen leuchtend an den seinigen.

„So allein, Holmar?“ sagte Augustine: „Warum bringen Sie Ihren Vater nicht mit sich?“

Der Jüngling nahm Maximilianens Hand und küßte sie. „Ach,“ sagte er, „mein Vater ist den ganzen Tag düster und heftig gewesen. Am Morgen verschloß er sich in seinem Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten. Denn wir hörten ihn beständig auf und nieder gehen. Mittags lehnte er ab, mit uns zu speisen. Statt dessen ritt er aus, und befahl mir, seine Rückkunft zu erwarten. Als er wiederkam, verlangte er, ich sollte allein hieher gehen und ihn entschuldigen, wenn er nicht erschiene. Doch habe ich ihm das Wort abgeschmeichelt, daß er bald folgen wolle.“

„Ist ihm Unangenehmes begegnet?“ fragte Claudia.

„Gewiß nur die Hinrichtung des Mörders hat seinen Frohsinn gestört!“ antwortete der Gesandtschaftsrath: „Sie wissen, mein Vater war der einzige unter den Richtern, der dem Lukasson nicht das Leben absprechen wollte. Er hat sich für diesen Menschen, den er vorher nie gekannt hat, den er nur ein einziges

Mal im Gefängnisse sah, mit der größten Theilnahme verwendet, ohne je einen werthvollen Grund davon anzugeben.“

„Käme er nur,“ sagte Claudia, „wir wollten ihn zerstreuen! Augustine, wo ist die Harfe? Maximiliane hat schon mehr denn einmal den bösen Geist von ihm hinweggesungen. Sie muß seine Lieblingsweisen spielen. Er sagt ja selbst: Musik ist für die Seele berauschender Wein; macht den Seligen traurig, und den Traurigen selig.“

„So wird sie zur wahren Mutter der Lebensweisheit!“ bemerkte Gerold: „In frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein, und in Tagen des Schmerzes lächeln können: das bewahrt uns, in edelm Gleichmuth, gegen den Uebermuth und den Kleinmuth. — Maximiliane, fülle deinem Nachbar einsweilen das Glas, damit er bei uns bleibe.“

Maximiliane gehorchte, und bot ihrem Verlobten den Rheinwein mit der Anmuth einer Hebe.

„Damit ich bleibe?“ wiederholte der junge Holmar verwundert: „Glauben Sie, wenn ich davon müßte, der Wein würde mich hier fester halten, als die liebe Hand, die mir ihn reicht?“

„Ich meine nur,“ entgegnete Gerold: „der Wein zieht zur Geselligkeit, die Liebe aber zum Einsamsein. Damit Sie nicht Maximilianen allein, sondern auch uns sehen, sollen Sie trinken.“

„Und,“ fuhr Claudia in der Rede ihres Mannes fort, „damit wir sogleich den rechten Ton und Stoff des Gesprächs für Sie finden, beichten Sie mir, was ich längst schon gern gewußt hätte: wo sahen Sie Maximilianen das erste Mal?“

Holmar lächelte. „Das erste Mal? Vor drei Jahren, als ich aus der Hauptstadt kam, meinen Vater zu besuchen, der hieher versetzt worden war. Sie stand mit mehreren Frauenzimmern in einem Hause der Vorstadt am Fenster, als ich unten auf der

Straße durchritt. Sie war mir unbekannt, sie blieb es. Sogar mein Gedächtniß vergaß nach Jahr und Tag ihr Bild. Aber mein Herz vergaß Maximilianen nie. Denn als ich sie einst zufällig wieder erblickte, es war in der Kirche, da half das Herz dem Gedächtnisse. Nie war ich in einer Kirche andachtvoller gewesen."

Augustine rümpfte das Näschen und sagte: „Schöne Andacht!"

Claudia bemerkte, daß ihre Tochter ungefähr mit denselben Worten von sich dasselbe gesagt habe, und junge Leute zuweilen doch sehr närrisch wären, ohne einander zu kennen, bloß mit dem ersten flüchtigen Wechsel der Blicke die Herzen zu wechseln.

Gingegen Augustine nahm es ernster, und behauptete: es müsse auch zwischen Seelen eine gewisse Wahlverwandtschaft geben, wie zwischen andern Wesen der Natur, durch welche sie willkürlich zusammengezogen würden. Als Beweis davon erzählte sie das Entstehen ihrer Bekanntschaft mit mir. Wir hatten uns einst beide, sie und ich, zufällig unter mehreren Tausend Zuschauern bei einer Heermusterung, und nur auf wenige Augenblicke, bemerkt; beide hatten wir bleibenden Eindruck auf einander gemacht; beide hatten wir aber nie von einander mehr gehört. Keines wußte vom Andern, wer es sei, wo es lebe. Wieder endlich zufällig fanden wir uns nach einigen Jahren in einer Gesellschaft, ohne uns noch gegenseitig unserer Gestalten und Gesichtszüge zu erinnern. Wir glaubten uns das erste Mal zu sehen. Der neue Eindruck war nicht minder lebhaft. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt, Augustine mein Weib. Erst lange nachher, in einer vertraulichen Stunde, da wir uns gestanden, wer von den Männern zuerst sie, wer von allen Jungfrauen zuerst mich mehr als gewöhnlich gerührt habe, wurden wir mit Erstaunen inne, daß wir beide eben selbst unsere geliebten Unbekannten vom Tage der Heermusterung gewesen wären. „Läßt dies nicht auf eine gewisse verborgene Anziehungsmacht einander verwandter Seelen schließen?" fuhr Augu-

sine fort: „Und warum sollte eine solche Macht nicht stattfinden, da wir doch nicht läugnen dürfen, daß es Menschen gebe, welche durch gleichsam angeborenen Widerwillen einander im ersten Augenblicke des Zusammentreffens feindlich zurückstoßen?“

Gerold hatte keine Lust, sich zu diesem Glauben Augustinens zu bekennen, obschon er ihr denselben nicht rauben wollte, sobald er dem schönen und frommen Gemüthe zusage. „Ich bin aber, sagte er, „überall kein Freund von den vorherbestimmten Harmonien der Gottesgelehrten, Sympathien und Antipathien der Quacksalber, und chemischen Seelen-Wahlverwandtschaften, die Göthe mit seinem Roman, als eine gar bequeme Entschuldigungslehre, in den Kreis unserer Mädchen und jungen Frauen einführen wollte. Mir wenigstens ist es auffallend, daß die vorherbestimmte Harmonie, und die Sympathie, und die Wahlverwandtschaft zwischen Weibern und Weibern, Männern und Männern wenig zu thun hat, sondern ihre Magnetgewalt durchaus nur zwischen Personen zweierlei Geschlechts in Thätigkeit setzt. Nun, diese Sympathie räume ich allenfals ein; es ist dieselbe, welche Rosen und Rosen, Nachtigallen und Nachtigallen, Böcke und Schafe zusammenführt. Darin ist nichts Wunderbares, als die Natur selbst, welche mit den Banden der Furcht und Freude alles Lebendige aufs stärkste ans Leben bindet, damit die geschaffene Welt fortwähre. Sie hat einerseits, wie in den Weisesten der Menschen, so in den Wurm, tiefen Abscheu des Todes gelegt, anderseits den Anziehungstrieb der Geschlechter, durch welchen, was stirbt, ergänzt wird.“

„Hilf mir streiten, Beda,“ rief Augustine, „gegen diesen geistlichen Rath, der so ungeistlicherweise die Liebe zum dunkeln Naturtriebe herabwürdigt; helfet mir streiten, Holmar und Maximiliane, denn es gilt das Heiligthum eurer Herzen!“

Gerold sagte: „Ich verwahre feierlich meine Rechte gegen den
Bsch. Nov. I.

Ausspruch des Brautpaares, das wohl streiten und Partei sein, aber nicht richten kann. Hören wir Beda's Urtheil!"

Darauf riefen mich Alle an, ich solle richten, und Alle setzten tausend und einen Grund gegen Gerolds freventlichen Grundsatz. „Versöhnet euch unter einander,“ sprach ich: „denn ihr bekämpfet mehr eure eigenen Vorstellungen, die ihr mit Gerolds Worten verknüpft habt, als die Vorstellungen des Gegners. Er läugnet so wenig die Liebe aus der Welt hinweg, als ihr den zwischen beiden Geschlechtern gewaltigen Anziehungstrieb. Aber beide sind von einander verschieden, ja sie haben wenig mit einander gemein, wiewohl sie oft kaum von einander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die weite Natur; in den Pflanzen zur Blüthezeit, ohne ihr Wahrnehmen; in den Thieren aber ist er zur Empfindung übergegangen; im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Thierische, selbstsüchtig, und begehrt nichts für Andere, sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe aber ist weder den Pflanzen noch den Thieren angehörend, sondern des Menschen ausschließliches Eigenthum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durchs Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht, und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern Alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm Alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst opfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber jener Anziehungstrieb der Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich ist.“

Ich ärgerte mit dieser Erklärung nur halben Beifall. Selbst die schöne Maximiliane, natürlich auch Holmar, nicht minder Claudia, erhoben sich wider mich, und warfen mir vor, daß ich die Hauptsache schlaue umgangen habe, daß nämlich zwischen Seelen und Seelen eine gewisse, unerklärliche, anziehende Verwandtschaft stattfinde, durch deren Gewalt eben eine Person unter tausenden und tausenden nur eine, als die einzige für sich, und keine andere in gleichem Grade, als die auserwählte und beseligende, erkennen müsse. Man stellte, als unwidersprechlichen Beweis, das Beispiel auf, wie Maximiliane und Holmar, ja wie ich und Augustine die erste Bekanntschaft mit einander sogleich unter dem Einflusse der Liebe gemacht hätten, und wollte mir noch hundert ähnliche Geschichten geben, in welchen der erste Blick auch die erste Liebe entzündet habe.

Die Wahrheit der Beispiele ließen sich nicht läugnen; auch räumte ich gern ein, daß wir das Seelische in uns und dessen Wesen viel zu wenig kennen, um geradezu Alles, was man Sympathie und Antipathie nennt, hinwegzuläugnen; aber aus demselben Grunde trug ich großes Bedenken, das Vorhandensein einer solchen unwillkürlichen Anziehung und Abstoßung gewisser Seelen geradezu zu behaupten, besonders wenn sich manches Wunderhaftscheinende viel einfacher erklären lasse.

„Schon Eins macht mir jene anziehende Seelenverwandtschaft in der That etwas verdächtig,“ setzte ich hinzu, „daß sie nur bei Personen verschiedenen Geschlechts und in gewissen Jahren laut ist. Warum fühlt sich denn in dieser Sympathie nie ein junges Mädchen von einem alten Manne unüberwindlich gefesselt, und warum nie ein Jüngling von der ehrwürdigsten Matrone in grauen Locken? Hingegen ist mir sehr erklärlich, daß in jedem Menschen verborgen ein eigenes Urbild des Schönen wohnet,

welches aus Zügen zusammengebildet ist, die er vielleicht in erster Kindheit an längst aus der Erinnerung verschwundenen Personen angenehm fand. Und er liebt nachher, was sich seinem Urbilde des Schönen am meisten nähert, ohne Rechenschaft geben zu können, warum? Daher finden die Einen Gefallen an dem, was Andere gleichgültig läßt, und eine vielleicht Andern häßlich scheinende Person wird vom Liebenden, als unaussprechliche Schönheit, bewundert. Erinnert euch des Mohren von Venedig und der schönen Worte Desdemona's von ihrem schwarzen Othello: „Ich sah Othello's Gesicht in seiner Seele.“

„Und, mit Erlaubniß,“ fiel Gerold ein, „vielleicht ist nicht einmal immer das belobte Urbild des Schönen, oft vielleicht noch weit Zufälligeres, der Quell des Liebeszaubers. Wie gar geringen Funkens bedarf ein Zunder, um zu brennen! In dem Alter, da das Herz in unbestimmter Sehnsucht schwillt, und man gefallen möchte, um geliebt zu sein, ist oft ein bloßer Blick der Aufmerksamkeit her und hin zwischen zwei jungen Personen Versuchung genug, den Blick zu wiederholen; die Wiederholung ist genug, einen geheimen süßen Schauer in beiden zu erregen, und die Ahnung: sie liebt dich! Und diese schmeichelnde Ahnung ist genug, den Wunsch zu erwecken, wirklich geliebt zu sein, und der Wunsch ist hinreichend, Alles in Flammen zu setzen.“

„Nein, nein!“ rief Glandia: „So grausam lasse ich das Schönste, Edelste, Reinste der Gefühle nicht entweichen! Und magst du in Bezug auf Tausende Recht haben, bei denen Sinnlichkeit Alles ist; aber Tausenden wirst du Unrecht thun, in denen eine Seelenliebe allein waltet, die nicht nur geschieden von jener Gemeinheit des Naturtriebes, sondern mit Ekel und Abscheu vor demselben erfüllt ist. Dieser Seelenliebe ist jede unedle Begierde Entweihung ihrer selbst und des geliebten Gegenstandes;

sie erblickt nur das Sittlichschöne, das Vollkommene des herrlichen, heiligen Gemüths, und lebt in demselben, und findet sich und das Weltall darin vergöttlicht.“

Gerold drückte die Hand der zürnenden Gattin an sein Herz und sagte: „Claudia, die Wirklichkeit einer solchen Liebe bezweifle ich nicht. So habe ich selbst dich geliebt; und ich zweifle nicht, so liebt heute unsere Maximiliane! — so liebte vielleicht einst Petrarca seine Laura, so Klopstock seine Sidli. Allein bekenn' es dir auch, so liebt nur die erste Liebe des jungen und reinen Herzens, welches sich über das, was in seiner Natur erscheint, nicht klar ist, und in den Wundern und Zaubern der Gefühle und Einbildungen aufgelöst, das Weltall zum Tempel der Anbetung seiner erblickten Gottheit macht. Auch wir, Claudia, lieben uns heut noch, aber bekenn' es dir, nicht mit jener alles vergöttlichenden Schwärmerei, und doch keineswegs mit minder heiligen Gefühlen, sondern vielmehr mit stärkeren, unzerstörbaren, wenn gleich ruhigeren!“

„Ich verlange nur,“ erwiderte Claudia milder, „daß du nicht einen niedrigen Trieb mit jenem erhabenen Gefühl verwechselst oder in Verbindung setzt, und daß du eingestehst, daß auch ohne Rücksicht auf jenen, wahre Liebe möglich sei.“

Lächelnd antwortete Gerold: „Ich habe dir's schon zugegeben, doch unter Bedingungen! Es muß wenigstens auffallend bleiben, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen will, sonst nicht. Nenne mir, zum Beispiel, ein Mädchen unserer Bekanntschaft, welches, mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe, an irgend einem alten Herrn Alles göttlich und verschönt fand. Oder nenne mir zwei Mädchen, die sich mit derselben Inbrunst geliebt haben, wie ihre Geliebten.“

Claudia schüttelte mißvergnügt das Köpfchen. „Ich will allen-

falls zugeben, daß die Lebendigkeit des jugendlichen Alters erforderlich sei“

„Zur Seelenliebe?“ unterbrach Gerold seine Gemahlin: „Wie? Veralten denn Seelen, wie Körper? Sind Seelen nicht ewig jung? Könnte nicht die Seele eines sechszehnjährigen rosenwangigen Mädchens die junge Seele eines siebenzigjährigen, zusammengeschrumpften Mannes schwärmerisch-platonisch lieben?“

„Warum nicht?“ rief Claudia verdrießlich: „Wer weiß, was unterm Monde Alles vorgeht? Man nennt nur solche Verhältnisse nicht immer Liebe, sondern Freundschaft. Und so sind Weiber zu Weibern, Männer zu Männern die zärtlichsten Freunde. Denke an Damon und Pythias!“

„Jetzt streiche ich die Segel!“ sagte Gerold mit drolliger Unterwürfigkeit: „Ja, Freundschaft ist wohl die unverdächtigste Seelenliebe, zu der es keines Liebhabers und keiner Geliebten, sondern nur der Freunde bedarf.“

4.

Der Wassermensch.

Das Gespräch wurde durch Vater Holmars Eintritt in den Garten unterbrochen. Wir sahen ihm schon von fern an, wie finster er war. Alle eilten wir ihm entgegen, und jeder von uns wetteiferte, den lieben Mann zu erheitern.

Es war ein schöner Abend. Wir gingen im Garten auf und nieder, bewunderten die strahlende Pracht der Blumen; vor uns schwamm in goldener Beleuchtung die Stadt mit ihren Palästen und Thürmen; im Dufte des Hintergrundes das blaue Gebirg. Augustine verließ uns, ihren Säugling zur Ruhe zu bringen. Claudia begleitete sie. Auch der junge Holmar mit seiner Braut verlor sich von uns in den Schattengängen.

Als wir drei zurückgebliebenen Männer uns verlassen sahen, fahrten wir in die Jasminlaube und zum Wein zurück.

„Gern nehm' ich das Glas!“ rief Vater Holmar: „Wär' es mir nur aus dem Letho gefüllt!“ — Er trank es rasch aus und ließ es zum andern Mal füllen.

„Nicht doch, Holmar,“ sagte ich, „ein Biedermann, wie du, hat nichts, selbst das Unangenehme nicht, das er zu vergessen wünschen könne.“

„Ach!“ rief er nach einer Weile schmerzlich aus: „Ich war Zeuge eines herzerreißenden Schauspiels. Ich machte, mich zu zerstreuen, einen Austritt, und eben in der Vergessenheit aller Umgebungen über das, was mein Gemüth zu sehr ergriffen hatte, kam ich, ohne daran zu denken, dem Orte vorüber, dem ich unter allen Orten der Erde am liebsten ausgewichen wäre — der Nichtstätte, wo Lukassons blutige Leiche auf das Rad geflochten war. Denkt euch! und unter dem Rade lag im Staube dumpf winselnd, im Jammer vergehend, die Mutter des hingerichteten Sohnes, in Trauerkleidern. Still und schauernd ritt ich vorbei.“

Holmars Worte erschütterten uns.

„Dies Weib der Schmerzen, ist es nicht heute die Unglückseligste Aller, die auf Erden geboren haben?“ fuhr Holmar nach langem Schweigen fort: „Sie steht den Sohn aufs Rad geflochten, ein Grausen der Menschheit, ihn, der einmal lächelnd und selig an ihrer Brust lag in der Fülle der Ahnungen. Ach, da der Säugling noch in der Wiege schlummerte, war er dem schmachlichsten Schicksal geweiht, weil seine Natur selbst gegen die heutige Welt Verbrechen war. Sein Dasein war sein Verbrechen, und er büßte, was er nicht verschuldet hatte. Er mußte Mörder werden, weil er mit sich selbst und der Welt im unveröhnbarsten Widerspruch zerfallen war, zerfallen mußte,

er, der in andern Zeitaltern, in menschlichen Zeitaltern, diese und sich selbst beglückt haben würde.“

„Wie?“ so fragte ich erstaunt: „Eufasson war Mörder seines eigenen Freundes, entschlossener, vorsätzlicher Mörder — Mörder ohne Ursache, ohne Anreizung zur Gräueltthat, ohne vorangegangene Beleidigung — glaubst du, seine Richter hätten unrecht gerichtet?“

„Das nicht,“ sagte Holmar: „sie richteten nach dem Geseze; aber das Gesez, vom Wahn der Welt gegen Naturen gestellt, die sie nicht kannte, ist ungerecht; das schuf erst und strafte dann den Gräuel, den es schuf.“

Beide, Gerold und ich, blickten unsern Freund mit stummer Verlegenheit an. „Wir begreifen den Sinn deiner Rede durchaus nicht!“ sagte Gerold.

„Ich glaube es!“ erwiderte Holmar, versank in ein augenblickliches Nachdenken, und fuhr dann fort: „Ich will mich erklären. Es ist gut, daß die Sache hier, daß sie überall zur Sprache komme.“ Abermals verstummte er sinnend, nahm dann wieder das Wort und sprach: „Wir kennen schon viele und wesentliche Verschiedenheiten in der Natur der Menschen, wie ihr wißt, also daß selbst Zweifel entstanden sind, ob die mannigfaltigen Arten der Menschen einerlei Stammvater gehabt haben können.“

Gerold sagte: „Sprichst du von den Stammgattungen der Celten, Slaven, kupferfarbigen Amerikaner, der Neger, Malaien u. dgl.?“

„Auch dies sind Verschiedenheiten,“ sagte Holmar; „doch betreffen sie nur Farbe und Knochenbau, nur das Aeußere der Menschengattungen. Es gibt noch andere Abänderungen der Menschennatur, die nicht minder merkwürdig, aber minder unserm Zeitalter bekannt sind, als sie es der Vorwelt waren. Ist euch noch nie daran ein Gedanke gekommen, ihr Vertrauten des Alterthums?“

„In der That,“ erwiderte ich, „du berührst hier einen Gegenstand, der mich schon seit mehreren Monaten sonderbar angezogen hat; doch weiß ich nicht, ob du eben denselben in Gedanken hast. Ihr habt Alle bei mir den gelehrten Reisenden gesehen, der aus Liebe zur Naturkunde einen großen Theil Asiens durchwanderte, und nun seit Jahren im südlichen Spanien wohnt. Unter anderm sagt er: daß es nichts weniger als Märchen oder Irrthum oder Aberglaube der Alten gewesen sei, was sie von Seemenschen berichtet haben, die im Meere bei den Fischen wohnen, und von Zeit zu Zeit in den verschiedensten Weltgegenden und in allen Jahrhunderten nicht nur von Schiffen erblickt, sondern von Fischern mit Netzen aus dem Meere hervorgezogen sind, die man nur mühsam an das Leben unter Menschen, an Kleider und häusliche Arbeiten und Beschäftigungen gewöhnen konnte; die nie reden lernten und beständig das Wasser suchten. Auffallend war mir, daß in sehr verschiedenen Schriftstellern, welche Beispiele und Beschreibungen solcher gesundenen Wassermenschen gaben, und doch schwerlich alle diejenigen Beschreibungen kannten, welche schon in andern Ländern und Sprachen mitgetheilt waren, große Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen herrschte. Mit denselben war auch Alles im Einklang, was mir mein spanischer Freund von einem dergleichen Menschen erzählte, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Spanien lebte, und meinem Freunde noch von Augenzeugen beschrieben ward.“

„Erzähle!“ rief Gerold: „Denn bisher glaubte ich selbst, daß man im Irrthum vielleicht Lamentins, Manatins und andere zweilebige Meerthiere, die der menschlichen Gestalt etwas ähneln, für wirkliche Menschen gehalten habe.“

Ich fuhr fort: „Zu Bilbao oder bei dieser Stadt äußerte der Sohn einer wackern Familie von jeher die innigste Neigung

zum Wasser. Er hieß, glaube ich, Lopez; doch kann ich mich im Namen irren. Er unterschied sich dadurch, daß seine Stimme sehr rauh war; daß er nichts besser verstand, als das Schwimmen, und daß Keiner mit dem Kopfe länger unter Wasser bleiben konnte, als er. Als er eines Tages mit Andern im Meere badete, tauchte er unter und kam nie wieder zum Vorschein. Man hielt ihn für ertrunken oder von einem Raubfisch verschlungen. Die Familie war untröstlich. Nach mehreren Jahren zogen Fischer von Cadix einen lebendigen Mann mit dem Netze aus dem Meer. Er war von gelblicher ins Grünliche übergehender Farbe des Leibes, verstand keine Sprache und gab einzelne rauhe Töne von sich. Nur mit Gewalt brachte man ihn vom Ufer. Immer strebte er nach dem Wasser zurück. Er ward, als Wunder, im Lande umhergeführt von Stadt zu Stadt. So kam er ins nördliche Spanien. Hier wollte man zwischen ihm und dem bei Bilbao Ertrunkenen Aehnlichkeit wahrnehmen. Er ward nach Bilbao geführt. In der Nähe der Stadt machte er Geberden, aus denen man schloß, daß er sie erkenne. Man überließ ihn sich selbst, und die erste Vermuthung ward Gewißheit, da er sogleich die Richtung nach dem ehemaligen Wohnhause seiner Aeltern nahm. Er lebte nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere blieb ihm. Er lernte nie wieder reden, und schien sehr stumpfsinnig. Nach seinem Tode fand man bei Oeffnung des Leichnams nichts Abweichendes vom Innern anderer Menschen, als daß seine Lunge ungemein schwammig und zellig war."

Gerold wandte sich lachend zu Holmar und sprach: „Ich will doch nicht hoffen, daß du den Mörder Lukasson für einen Wassermann hältst; eher war der Unglückliche ein Weinmensch, der sich durch Uebermaß starker Getränke zu Grunde gerichtet hat."

„Was uns Beda erzählt," sagte Holmar, „hat zwar mit dem nichts gemein, wovon ich reden will; aber es ist doch in so fern

nicht unwillkommen, daß ihr wenigstens nicht unwahrscheinlich findet: es können in den Naturen des menschlichen Geschlechts Abweichungen herrschen, welche wenig bekannt sind, von unsern Zeiten geläugnet oder bezweifelt werden, von der Vorwelt aber schon richtig gewürdigt worden sein können."

"Gut, das lassen wir dir gelten!" sagte Gerold: "Ich bekenne gern mit Shakespeare: es sind zwischen Himmel und Erde noch viel Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt. Aber was machst du aus dem Lufasson? Laß hören, denn du hast meine Neugierde aufs höchste gespannt."

"Wohlan, ich will reden!" entgegnete Holmar: "Doch hört mich ganz. Ich will von einer thatsächlichen Wahrheit reden, welche von den Alten, ja von den Weisesten der Alten, von Sokrates und Plato selbst, ja von den Gesetzgebern der erleuchtetsten Völker des Alterthums anerkannt, in spätern Zeiten bezweifelt, geläugnet, endlich verlacht, zuletzt für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten wurde."

"Sprich ohne Unterbrechung!" riefen wir beide.

5.

Der Eros.

Also hob er an: "Die Geschichte der altgriechischen Volksstämme verlieren sich in eine Urwelt, in deren Dämmerungen zuletzt jeder Blick aufhört. Doch wir haben der Zeugnisse genug, und mehr und ältere, als von jedem andern Volk, daß die Griechen, unter ihrem milden Himmel, immerdar ihrer Natur, ihren ältesten heitern Neigungen und Neigungen getreu geblieben, an Geist, Wit, Seelenstärke, Freisinn und Sinn für das Schöne und Naturgemäße nicht nur die zeitgenössischen Völker, sondern

selbst die spätern so sehr übertrafen, daß sie noch heutiges Tages mit ihren Weisen und Helden, Dichtern und Bildhauern, Rednern und Baumeistern unsere Lehrer und bewunderten Vorbilder geblieben sind. Welche Nation, von allen heut' lebenden, kann mit der griechischen, dieser wundersamen reinen Blüthe des Menschengeschlechts, in Vergleichung gesetzt werden? Zu den gewaltigen Scythen, zu den Persern, Assyren, Aegyptern, ja zu den weithandelnden Karthagern und den eroberungslustigen Römern sogar, können wir noch Ebenbilder finden, und solche, die ihnen so weit vorangehen, wie die Britten den Karthagern. Aber wie tief stehen Britten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweizer, in reinmenschlicher und menschlichgroßer Beziehung, unter den Griechen des Alterthums!

„Ihr dichterischer, forschender Sinn vergöttlichte Alles. Ihnen gab das nährend Feld der Halmenfrüchte eine Ceres, der Ozean ihnen den Neptun, die Majestät des Gewitters den Zeus, die Weisheit ihnen eine Pallas, die Anmuth und Liebe des weiblichen Geschlechts eine Venus mit dem Gefolge der Grazien. Was aber gab ihnen der Gros? Nach der ältern Göttersage war er der Früheste der Götter, und eher denn die andern Erzeugten vorhanden. So sagen Orpheus und Hesiodus; aber er blühte in ewiger Jugend fort.

„Wir wissen, die Griechen kannten noch eine andere Liebe, als die der Jünglinge und Mädchen unter einander; eine Liebe, die durch sich selbst fern von aller Wollust und niedern Begierde war, nichts mit dem Geschlechtstriebe gemein hatte, nicht verweichlichte und entnervte, sondern vielmehr das Gemüth erhob und stärkte und göttlicher machte. Es war die Seelenliebe. Der Gott derselben hieß Gros. Die Geschlechtsliebe ward geringer geachtet, und die gemeine genannt; nicht daß man sie verachtete! Wie hätte ein Grieche sein Weib, seine Mutter

verachten können? Wie ein Grieche gefühllos sein können gegen die Schönheit des Weibes, welche Praxiteles verewigte? Lag nicht die ganze Jugend Griechenlands zu den Füßen Aspasia's oder der wunderlieblichen Lais von Korinth?

„Aber der endliche Zweck der gemeinen Liebe war und blieb doch nur Erfüllung des gewaltigen Naturgebotes zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts; der Zweck der Seelenliebe hingegen war gegenseitige Befelzung durch Freundschaft, gegenseitige Veredlung durch Beispiele der Tugend und rühmlichen Wetteifer in denselben. Diese höhere, zärtliche, gemüthserhebende Freundschaft fand nur zwischen Männern und Männern statt, und war in der That zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weder ihrer Reinheit und Natur nach, noch ihrem Zweck nach, gedenkbar. Unter Jünglingen begann sie, und dauerte mit einer unsern Tagen fast unbegreiflichen und unglaublichen Stärke, Leidenschaftlichkeit und Treue bis ins Alter.

„Was war das für eine Liebe, die uns, fast bis zum Namen fremd geworden ist? Woher stammte sie, wohin verlor sie sich? Ueberhaupt, wie konnte sie in die Geschichte des menschlichen Geschlechts hineintreten, wo sie von jeher so glanzvolle Rollen spielte, wenn sie nicht tief in der menschlichen, wenigstens in der männlichen Natur lag? Und war sie in der Natur der Menschheit, wie konnte sie verloren gehen, bis auf den Namen? Oder sind wir anderer Natur, als die Sterblichen des hohen Alterthums.

„Diese wunderbare, innige, tugendhafte Liebe, welche allen Ernst männlicher Heldenfreundschaft hatte; diese Heldenfreundschaft, welche alles Leidenschaftliche, alles Schwärmerisch-Zärtliche hatte, welches je in der Liebe des Jünglings und der Jungfrau waltet: — ich kann ihr weder den Namen der Freundschaft noch der Liebe geben, weil wir mit solchen Namen ganz an-

dere Vorstellungen verknüpfen. Laßt mich diese Neigung voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit zwischen Männern lieber mit den Griechen den Gros heißen.

„Das früheste Alterthum urkundet von den Erscheinungen dieses Gros. Er gehörte nicht einem kurzen Zeitraum, sondern langen, auf einander folgenden Jahrhunderten an. Er war als geheiligter, ruhmreicher Erieb geehrt, von den Gesetzgebern mit Vorliebe beachtet, von den Weisesten des Volks veredelnd gepflegt und von Dichtern gepriesen. Er äußerte seine himmlische Macht nicht nur unter einem besondern Himmelsstriche, sondern in allen Weltgegenden, und immer da am reinsten, wo die Völker, noch der Natur am nächsten, am wenigsten durch Sittenverderbniß und Leppigkeit verkünstelt standen. Nicht nur unter den alten Deutschen finden wir die Spuren des, Heldenfreunde bis in den Tod verbindenden, Gros, sondern auch in den Geschichten der amerikanischen Völkerstämme, wo die sich liebenden Jünglinge den unzerstörbaren Kriegerbund schlossen, wo sie ewig Lieb und Leid mit einander trugen, gemeinsam jede Gefahr wagten, und Einer den Tod des Andern bis zum letzten der eigenen Athemzüge mit Rache am Feinde versöhnte.

„Doch die Erscheinungen des Gros lassen sich am bequemsten in der Geschichte der griechischen Völkerschaften verfolgen, weil diese am frühesten Bildung, Dichter und Aufzeichner ihrer Schicksale hatten. Wer kennt nicht die Freundschaft des Achilles und seines Patroklos aus den homerischen Sagen vom Kriege vor Ilion? Wer nicht: wie Achilles des Patroklos Tod rächte? Wer nicht die innige Gemüthsverfettung des Orestes und Pylades? — Noch können die Sagen von ihrer Freundschaft unter uns, wie die von Damon und Pythias, oder Pyrrithous.“

Hier unterbrach ihn Gerold und sagte: „Nimm auch vom Volke Gottes den Jonathan und David hinzu!“

Holmar aber fuhr fort: „Wie im höchsten Alterthum währte der Einfluß des Gros auf das Volk fort, der das Herz des Mannes zu unsterblichen Thaten stärkte, den Furchtsamen ermutigte und den Gesunkenen von schändlichen Neigungen reinigte. Nur Tyrannen haßten und fürchteten die Gewalt des Gros, weil er zu großen Gesinnungen begeisterte. Wer Sklaven haben will, muß feige Lebensbequemlichkeit, Selbstsucht und Schläffheit gemein machen, nicht die lebenverachtende Liebe des Rechts, der Wahrheit und der Tugend. Harmodius und Aristogiton befreiten Athen von Hipparchs Gewaltherrschaft, und der edle Spaminondas fiel in der Schlacht bei Mantineia an der Seite seines Kaphisodors. Die heilige Kohorte der Thebaner war aus Männern und Jünglingen gebildet, die, alle durch den heiligen Bund der Seelen vereint, nur in der Freiheit des Vaterlandes leben, oder nur für sie sterben konnten. Als der macedonische König Philipp, der Wüstling, das Schlachtfeld von den Leichen dieser Edeln bedeckt sah, warf selbst er den Donner seines Fluchs dem zu, der mit höfischer Artigkeit die Tugend dieser Liebenden verdächtigen wollte.

„Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß unter verdorbenen Seelen wohl auch die heilige Flamme des Gros hin und wieder wüste Begierden der Bestialität entzündet habe. Aber die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung selbst verdammt diese dort, wie bei uns. Solon, der Gesetzgeber, belegte jenen Mißbrauch mit den härtesten der Strafen; eben so Lykurg in Sparta. So ehrwürdig war dem großen Solon Reinheit und Macht des Gros, daß er diesen nur den freien Athenern gewähren wollte, nicht aber den Sklaven, welchen er jedoch nicht die Frauenliebe untersagte. In Sparta traf die schmachvollste Hinrichtung Jeden, der statt der Seele des Jünglings die Schönheit von dessen Körper liebte oder gar entweihte; aber auch der Jüngling ward bestraft,

der nicht den Tugendhaften, er mochte begütert oder unbegütert sein, sondern eigennützig nur einen Reichen liebte, der keinen höhern, innern Werth hatte, sondern nur Gut und Geld. Sogar tugendhafter Männer Vaterlandsiebe war verdächtig, wenn sie durch den Gros nicht an eines Jünglings Herz gebunden waren, und dieses veredelten. Auch mußte der ältere Freund, nicht der jüngere Geliebte es büßen, wenn dieser sich niedriger Gefinnungen oder gar unanständiger Thaten und Vergehungen schuldig machte.

„Selbst noch in den Tagen des Sittenverderbnisses und gesunkener Freiheit Griechenlands währte das Recht und die Ehrwürdigkeit des Gros, sogar unter verächtlichen Beispielen seiner Entweihung, fort. Durch ihn war Sokrates an Alcibiades noch makellofes, jugendliches Gemüth gebunden, und der göttliche Plato liebte Dions Herz. Noch Plutarch, der im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, er, der Eiferer gegen Wollust und Unreinigkeit, kennt zur Bildung eines männlichen, jeder Tugend fähigen Sinnes kein zweckmäßigeres Erziehungsmittel, als den Gros.

„Auch die Klassiker sind ein Wort Gottes! Ehre wir ihren Sinn für das Göttliche und Heilige! Es gehörte nur die geistige Verkrüppelung, die sittliche Verworfenheit und Entartung späterer, barbarischer Weltalter dazu, um einen Xenophon, einen Lykurg, einen Plato, diesen Apostel der Liebe, falsch zu deuten, und was sie im reinsten Gefühl der Tugend für den Gros sprachen, als höllische Frucht ekelhafter Unnatürlichkeit zu deuten. — Aber die Tage von Roms gräuelhafter Ueppigkeit kamen, da die Lasterhaftigkeit der Welthauptstadt auch den Gros in den Schlamm der Bestialität niederzog. Es kamen die finstern hundertjährigen Nächte der Barbarei, welche selbst das heilige Licht des jungen Christenthums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten. Damals,

als eine düstere Ueberfrömmigkeit sogar die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft fand, als man die Zertretung des Naturgesetzes für Heiligenwerk, und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe hielt: damals mußte der Gros, tugendhafte Gemeinschaft männlicher Herzen, noch verdammungswerther erscheinen. Man kannte diese Gemeinschaft nur noch aus dem Sündenpfehl Roms. Damals, als nur Schrecken fürstlicher Willfür oder geistlichen Bannstrahls walteten, als die Tugend der Sokraten und Catonen Satansdienerei und die Naturkunde Zauberei hieß, — damals schrieb Justinian den Gros in das Register der Kriminalverbrechen ein. Nun vom Throne wie von der Kirche verfolgt, durch Flammen und Henkerbeile bestraft, wälzten sich alle Lasten der Verachtung, des Spottes, der Ehrlosigkeit auf jene seelenveredelnde Anlage, welche einst das Heil Griechenlands gewesen; und das Göttliche wandelte, an den düstern Zug der Verbrechen gekettet, über der Erde. Die größten Männer der Vorwelt, welche die Menschheit verherrlichten, würden bei uns unter Schmach und Fluch erlegen sein, oder die Galgen bereichert haben. Mit welcher Verachtung, mit welchen Schauern des Entsetzens würden sie ihren gottgeweihten Blick von den Gräueln unserer Meinungen und Thaten abwenden! Der unsterbliche Herder, wenn er von Pompeji und Herculaneum redet, nennt den Winkelmann einen göttlichen Ausleger der so großen Gewinn bringenden Alterthümer. Der Genius der Menschheit schwebt segnend über die, welche mit sich selbst aufopferndem Eifer Ueberbleibsel aus der Blüthenzeit unsers Geschlechts hervorgraben. Es sind ehrwürdige, geheiligte Scherben, von denen auch uns noch die Reinheit der Natur, das Wahre, Gute und Schöne, wie Lebenshauch einer menschlichen Menschheit anweht. — Und doch sind es nur Scherben! O, vergrabet doch die Scherben, und rufet lieber den schönen, reinmenschlichen Sinn der

Vorwelt aus den Gräbern der alten Welt ins wahre Leben heim!“

Hier schwieg Holmar, um auszuruhen. Er schien von der Anstrengung des Gemüths und des Redens erschöpft. Wir Hörenden unterbrachen die Stille nicht. Unsere Gedanken waren in allzugroßer Bewegung. Ich selbst war durch Holmars Worte, wie mir das oft begegnet, so im Geiste gebunden, daß ich nicht mehr mit meinen Augen, sondern nur mit den feinigern sah. Und ich sah eine mir dunkel gewesene Seite des Alterthums heller. Auch ich hatte lange mein Urtheil, über die Liebe der griechischen Heldenseelen unter einander, durch jenes Vorurtheil umstricken lassen, welches dieselbe mit Fluch verfolgte. Ich erschrak vor der bisherigen Verblendung, in welcher ich den Schatten derer weh gethan hatte, die noch der Menschheit ewige Stützen sind. Ich erhob mich über die Welt des heutigen Tages und zurück in die Götterstadt der Phozionen, in das ewige Athen, zu seinen Tempeln, Schaubühnen, Gymnastien, Kampfspiele und Rednerstätten. Welche Heldengestalten! Welche gottbegeisterte Wesen, welche Kraft des Wahren, des Schönen und Großen aus der unergründlichen Fülle der Natur im höchsten Lebenspunkt eines herrlichen Volkes hervorgestieg! Ich sah die Macht des hochgeweihten Gros, einer heut' gebrandmarkten Liebe; — — mir ward, als sähe ich die heutige Welt durch einen tausendjährigen Wahn verstümmelt, und um eines ihrer Heiligthümer durch den verwüsterischen Arm der Barbarei betrogen.

Früher, als ich, sammelte sich Gerold. „Nie hab' ich dich, Holmar,“ sprach er, „mit solcher Beredsamkeit und Wärme über einen allerdings merkwürdigen Zug in der Geschichte der Menschheit sprechen gehört, als jetzt. Ich bekenne es, daß ich diesen Gros der Griechen nur wenig bisher beachtet und kaum begriffen habe, was er sei. Ich dachte mir ihn allenfalls als die Wirkung

einer herrschend gewordenen Volksſitte, weil man es im Lande der Hellenen, wie noch heut' in den Morgenländern, für ehrenvoller hielt, Lebensfreundschaften mit Männern zu schließen, als mit Weibern, die, in Gynäceen oder Harems verschlossen, eine Stufe in der bürgerlichen Welt niedriger, denn Männer, doch eine Stufe höher standen, denn Sklaven, und welche weniger Geistesbildung, weniger Recht und Fähigkeit hatten, ins öffentliche Leben einzugreifen, als das weibliche Geschlecht unserer Zeit."

Holmar entgegnete: „Du haſt geurtheilt, wie der große Hauſe der Schriftgelehrten, die dir vorangingen, welche, ohne Kenntniß der Natur, die Griechen zu kennen glaubten; dicke Bände, wie Ramdohr, von der Liebe, ohne Ahnung vom Weſen des Großen, ſchrieben, und ſich wunderten, daß Xenophon und Plato ſo ernſt darüber verhandeln konnten! Wahrlich, der zärtliche Seelenbund der Männer beſtand bei den Hellenen neben der zärtlichſten Liebe der Jünglinge und Mädchen und Gatten. Und es iſt Kurzsichtigkeit des gelehrten Meiners, wenn er aus dem Spotte einiger griechiſchen Dichter gegen das ſchöne Geſchlecht ſogleich eine ganze Nation zum Verächter deſſelben erklärt. Sind denn Deutſche, Britten und Franzoſen darum Weiberhaſſer, weil deren Dichter bei jedem Anlaſſe den Frauenzimmern bitteren Krieg machen? Mit welchem Adel erſcheinen Frauen und Jungfrauen in den Schauſpielen und Helden- und Liebesgeſängen Griechenlands! Mit welchem Adel in ihren Geſchichten! Sie waren zu reinmenſchlich, als daß ſie gegen die Natur im Ernſte gefrevelt, und zu ſinnig und zartfühlend für das Schöne, als daß ſie es am weiblichen Geſchlechte verkannt hätten, ſie, die das höchſte Urbild weiblicher Schönheit in einem Glanze wieſen, wie vor und nach ihnen in keinem andern Volke geſchah. — Aber die Griechen kannten, außer der Liebe zum Weibe, noch eine andere, die uns

fremd geworden. Jene war, was sie war, ihrer Natur und Herkunft nach sinnlich; diese andere aber ihrer Natur nach geistiger, oder, wenn man lieber will, rein gemüthlich. Die Natur gab jene zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, diese aber zur Fortpflanzung adelichen Sinnes."

6.

Ursprung und Untergang des Gros.

Die letzten Aeußerungen Holmars hatten mich mehr, als Alles, was er vorher gesagt hatte, befremdet. Ich vermuthete, ihn falsch zu verstehen, und wollte ihn um nähere Erklärung befragen. Gerold aber kam mir mit einer andern Einfrage zuvor und rief: „Du hast uns nun lange genug, und ich läugne nicht, sehr anziehend vom Gros der Griechen unterhalten; aber, Holmar, was hat dieser Gros mit dem hingerichteten Lukasson gemein? Meinst du vielleicht, der habe ihn zum Mörder seines Freundes gemacht?“

Holmar antwortete: „Allerdings, oder vielmehr die Unnatur und Verfehrtheit des Zeitalters, die in ihn übergegangen, und wodurch er zum grausenvollen Widerspruch mit sich selbst gekommen war. Das trieb ihn zum Verzweifeln, zum Wahnsinn, zum Hass seiner selbst und der ganzen Menschheit.“

„Offenherzig gesprochen, Holmar," sagte ich: „du wirst mir jetzt dunkler, als du schon vor einigen Augenblicken warst. Es scheint fast, du hältst die Seelenliebe der griechischen Männer für einen eigenen Naturtrieb, wie die gegenseitige Zusammenneigung der beiden Geschlechter, oder wie der Instinkt der Mutter und des Säuglings.“

Holmar sah mich eine Weile staunend an, und sagte endlich: „Wie, Beda, und du nicht?“

„Nein, weil ich dazu weder in der Vernunft bisher, noch in der Geschichte der Welt, selbst nicht in der Geschichte des griechischen Volkes, einen haltbaren Grund gefunden habe!“ antwortete ich: „Aber theile uns deine Beweise mit, und wenn sie mir Ueberzeugung bringen, halte ich dich für einen der wichtigsten Entdecker, für einen Columbus auf dem dunkeln Ozean des menschlichen Wesens.“

„So höret mich!“ versetzte er: „Doch gestattet mir einige Erklärungen in Betreff der Natur des Menschen, da wir von seinen Naturtrieben reden. Er ist zugleich, wie ihr wißt, Pflanze, Thier und Geist; der Körper nur der todte Stoff, von der Lebenskraft zur Gestalt gebildet, wie jede Pflanze. Er wächst, vermehrt sich und stirbt, wie die Pflanze. Mit ihr hat er gemein den Trieb der Fortpflanzung; es ist keine Pflanze ohne denselben. Dieser Trieb ist durchaus irdisch und rein sinnlich. Das Thier hingegen ist eine beseelte Pflanze, und die Seele das die Welt um sich Wahrnehmende und Empfindende. In ihr liegen die Begierden, in ihr die Lust und der Schmerz, die Sehnsucht und der Abscheu. Aus der geheimnißvollen Verwandtschaft und Anziehung zwischen den Seelen entspringt die Liebe. Die Vermählung folglich der Pflanzen geschieht ohne diese Liebe. Die Liebe der Thiere unter einander kennen wir aber nicht, weil uns ihre Sprache dunkel ist; wir ahnen sie jedoch aus zahllosen Zeichen gegenseitiger Anhänglichkeit und der Anhänglichkeit vieler an den Menschen. Der Mensch ist ein geistiges Thier, und der Geist ist das denkende Göttliche in uns. Die Geister sind sich nur in dem verwandt, was das Vollendete ist; im Göttlichen, im Wahren, Guten und Gerechten. Die Geister streben dem Höchsten nach, zur Auflösung in Gott.“

„Die Pflanzen ziehen sich einander geschlechtweise an, die Seelen geschlechtlos: da ist die Verschiedenheit des Großen von

der Aphrodite, der Meererzeugten; denn aus dem Meere stieg einst die Erde, und was sie trägt, hervor. Darum nannten die Hellenen die gegenseitige Liebe der Geschlechter nur die gemeine; aber die Seelenliebe, ohne Rücksicht auf Geschlecht, war die höhere, und um so viel mehr, um so viel höher und dem Geiste verwandter die Psyche oder Seele ist, als die Pflanze. Gleichwie durch die Seele schon die pflanzenhafte Begattungsnothwendigkeit im Thiere zum Gefühl gesteigert wird, so wird im Menschen durch den nach Vollkommenheit ringenden Geist auch die Seelenliebe veredelt.

„Da, wo der Mensch noch durch Kirchen- und Staatskünstelei am wenigsten zum Zerrbilde geworden, doch auch schon der wüsten, gedankenarmen Thierheit entstiegen, in seiner dreifachen Natur entwickelt, der Natur gehorchend, da offenbart er sich herrlich und kräftig in jeder seiner Anlagen und Triebe. Daher finden wir die Seelenliebe der Helden und Weisen unter den Kriegern der amerikanischen Eingebornen und andern unverdorbenen Völkern, welche Freiheit hatten; daher selbst in den Waffenbrüderschaften der freien Ritterwelt des Mittelalters noch einmal, aber christlich verhüllt; — am offensten und edelsten sie unter den Griechen des Alterthums, weil eben diese eine der entfaltetsten der Menschheitsblüthen gewesen sind.

„Nicht Willkür aber liegt und lag in der Liebe, so wenig in der geschlechtlosen, als in der geschlechtweisen, sondern Naturgesetz und Naturzwang; beide sind und waren Wirkungen unsers Wesens; beide gleich ehrwürdig; beide können gleich heftig und leidenschaftlich sein, weil die eine unmittelbar seelischen Ursprungs ist, und die andere den Ungestüm der Seelenmacht erregt.

„Halt!“ rief Gerold: „Du kletterst mir an der Leiter deines Systems zu schnell hinauf; laß mich einen Augenblick frischen Athem schöpfen und zusammenrechnen, damit ich dir nachkomme.“

Du gibst uns Sterblichen zugleich also den Begattungstrieb der empfindungslosen Pflanzen, die Seelenliebe und dem Geiste das reine Wollen des Vollkommenen. Dieses erkenne ich allerdings bestimmt im Geiste vorhanden, jenen Begattungstrieb allerdings bestimmt in der Pflanze; aber zeige mir eben so rein und für sich erkennbar den Trieb der Seelenliebe. Er scheint mir etwas zweifelhaft, und ist am Ende doch wohl nichts Anderes, als das Gefühl der Lust oder des Schmerzes, welches sich eben so gut dem pflanzenhaften Begattungstriebe als dem geistigen Vollendungstriebe zugesellt.“

Holmar erwiderte: „Am reinsten für sich erkennst du die Seelenliebe in demjenigen unüberwindlichen Gefühl, durch welches die Mutter an ihr zartes Kind gefesselt ist. Dies ist die reine Seelenneigung, die weder von der Pflanze gekannt ist gegen ihre Nachkommenschaft, noch Geistesache ist, da auch das unvernünftige Thier sie empfindet, eben weil es seelische Natur hat. Die Zärtlichkeit der meisten Thiere, besonders der Säugethiere und der ihre Eier selbst brütenden, ist bekannt. Diese Liebe ist offenbar ganz geschlechtlos, hat aber nichts mit dem Begattungstriebe der Pflanzennatur gemein; von der andern Seite ist sie ohne Rücksicht auf das, was dem Geiste die höchsten Güter sind, für sich bestehend, unwillkürlich, mithin ein bloß in der Natur der Seele begründeter Trieb.“

Gerold fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er Nebel hinwegwischen, um klarer zu schauen, und sagte: „Du wirst mich fast zwingen, dein Jünger zu werden.“

„Nun aber,“ fuhr Helmar fort, „wie die Seele der Mutter lieben muß, so lieben die Seelen der Erwachsenen unter einander, unwillkürlich, ohne Rücksicht auf Geschlecht. Diese Anneigung der Seelen gegen einander ist der Gros. Durch die Mutterliebe wird unsere Seele Gehilfin zur Erhaltung der pflanzenhaften

Fortdauer des irdischen Geschlechts; durch den Gros Gehilfen des Geistes zur Erhaltung und Fortsetzung der Tugend, des Edel sinns, der sittlichen Schöne und Kraft. Dieser Gros herrscht seit Beginn der Menschheit; er herrscht noch, aber er wird verkannt; ja er ist, durch Verwechslung mit viehischem, unnatürlichem Wesen, welches ihm selbst fremd ist, zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In der Verkennung der menschlichen Natur hat man sie selbst verstümmelt, und diese Verstümmelung ist der Quell unermesslichen geheimen Elendes. Was bei den Griechen in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesamtnaturen Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Weisen geehrt, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde: das ist beim endlichen Abfall der Völker von der Natur in ihrer fortgeschrittenen Verbildung, als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß jetzt der Mann, der Jüngling die Wirkung jenes Seelentriebes in sich empfinden. So sehr ist seine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verschoben, daß er sich selbst für wahnsinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkürliche, unwiderstehliche, leidenschaftliche Zuneigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Ursprung noch den Zweck dieser heiligen Neigung. Ohne sie verbrecherisch zu finden, nimmt er sie, auf Treu und Glauben der Welt, für verbrecherisch. Was Gebot der seelischen Natur ist, erfüllt ihn mit abergläubigem Entsetzen, als Erscheinung einer ungeheuern, verruchten Unnatürlichkeit. Er bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf die erste, ruhige Neigung zur alleszerbrechenden Leidenschaft. Der wilde Widerspruch seines innern Wesens zerstört sein Inneres. Er verabscheut sich und seine Natur, und verabscheut eben darum die Welt, mit deren Leben er im unausführbaren Zerwürfniß liegt.

„Wie soll nun diese erstickte, entwürdigte, gelähmte, irre-

geführte, geächtete Seele, dies mit allen Schrecknissen des Verlorenseins erfüllte Gemüth die Pflichten der bürgerlichen Welt heiter vollbringen? Zerbrochen fühlt er in sich die erste Triebfeder aller Wirksamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenschaft verschlingt sein gesammttes Wesen, reißt ihn, ich möchte sagen, von sich selbst los, in den Abgrund nieder; nur die eine Leidenschaft, aus der Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe, gegen Alles, was Andere zerstreuen kann: woran soll er nun sein werthloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Werthes zu geben? Nur Eins liebt seine kranke Seele, und dies Eine begreift ihn so wenig, als er sich selbst versteht. Er liebt und verflucht seine Liebe, die zugleich Gegenstand seines Hasses ist, und dieser Haß wird verzweiflungsvoller Menschen- und Lebenshaß. Er wollte immer das Gute und Wahre, und mußte immer das Böse und Falsche. Das Recht seiner Natur ist in dieser Welt geseklos, darum ist ihm die Welt geseklos. Ihm wäre wohl, wenn die Sonne am Himmel auslöschen, die Erde vor seinen Augen zertrümmern würde. Und das Alles ist das Wogen, das Geschrei, der Aufruhr einer in sich selbst verdamnten und sich selbst verdamnenden, aber wahren, unveränderlichen, unvertilgbaren, dennoch hingemordeten Natur, die nicht sterben kann und doch nicht leben darf."

Hier schwieg Holmar. Seine Worte erschütterten uns tief. Es war etwas Schreckliches in dem Feuer dieses Greises.

"Du redest," sagte ich zu ihm, "wie Einer, der aus seinem eigenen, schauerhaften Elende hervorklagt. Bist du, Holmar, einer dieser Unglücklichen gewesen, oder bist du noch ein solcher?"

"Nein," sagte er, "ich war es nie. Doch seit meinen Kinderjahren trieb mich unendliche Sehnsucht, irgend einen Freund mei-

ner Seele zu finden. Wer kennt nicht diese heftige Sehnsucht der Jünglinge nach einem Pylades und Pythias fürs Leben? Ich fand Freunde; ich fand ein Weib meines Herzens; aber den Freund der Seele fand ich nicht. Doch das machte mich nicht unglücklich, weil die unbestimmte Sehnsucht, wegen ihrer Unbestimmtheit, zu keiner riesenhaften Leidenschaft erwachsen konnte. Ich wäre aber vielleicht unglücklich geworden, hätte ich den gesuchten Freund gefunden. — — Nun werdet ihr mich verstehen, wenn ich euch sage, Eufasson war ein solcher Unglücklicher! In Griechenland wäre er vielleicht der große Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden, durch die Freundschaft der Seelen; bei uns ward er dadurch Mörder, und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sein Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein geffentliches Streben, sich selbst mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Ermordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung. Die Natur ist die Mutter der Menschheit, die Liebe ihre Bildnerin, und die Wahrheit ist das Reich Gottes ewiglich.“

Als Holmar hier schwieg, nahm Gerold die Becher von uns Allen, füllte sie mit Wein, mahnte uns zum Trinken und trank selbst zuerst. „Trinket, ihr Freunde,“ rief er, „und tretet wieder ins warme, freundliche, wirkliche Leben zurück; denn Holmar hat uns, Gott weiß wie, mit seinen Reden in eine grausenvolle Gespensterwelt verrückt. Es mag sein, daß der hingerichtete Eufasson durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen

hingejagt ward. Einzelne solcher Erscheinungen kommen vor. Aber, dem Himmel sei Dank, sie gehören zu den Seltenheiten.“

„Vielleicht minder zu den Seltenheiten, als wir wähnen!“ erwiderte Holmar: „Wer kennt die ersten Triebfedern, die im Dunkel der Seele verborgen? Oft selbst der Sünder nicht. Wohl kennen wir der hohen Dichter, Schriftsteller, Künstler, Helden und Halbgötter viele aus den vergangenen Jahrhunderten. Aber von denen, welche geächtet, niedergedrückt, vielleicht durch Henker umgebracht sind, wegen des Schmerzes ihrer verstümmelten Natur, welcher Schmerz bei den größten Anlagen am furchtbarsten wüthen muß — von dem Gemordeten wissen wir nichts.“

„Ich kenne Einen,“ fuhr Holmar fort, „und es ist wohl mehr als ein Vielleicht, daß eben dieser, den auch ihr kennt, an den Wunden einer zerrissenen Seele verblutete; daß er im Irresein an sich und der Welt, die ihm den Tod nicht geben konnte, und doch das Recht seiner Seelennatur verdamnte, zum Lebenshass übergegangen sei; daß er, vom Wahn der Lebendigen befangen, im stillen Verzweifeln sich selbst verdamnte, sich nicht verstand und in einer Pein verging, deren Ursprung er nicht nachweisen konnte. Das scheint mir der gemarterte, der gefeierte Lord Byron, der wunderbare Dichter der Britten, zu sein. In Griechenland würde er anders gesungen haben, wo seine gesammten Naturen in ihrer vollen Gediegenheit und Herrlichkeit hätten voll und furchtlos hinausblühen können ins Leben, — in unserm Jahrhundert jammert eine in ihrem Rechte zermalmte Natur, die ihr Verhältniß zur ganzen Schöpfung zerstört fühlt. Setzt den Fall, Byron wäre, statt höherer Bildung und des Reichthums von Zerstreuungsmitteln theilhaftig zu sein, mit seiner Stimmung in den Drang des niedern Lebens hinausgeworfen gewesen, — entscheidet, was hätte Byron werden müssen? Nicht

Dichter des Schrecklichen, sondern dessen — Thäter! — — Aber sein gewaltiger Geist hat die Fessel gesprengt. Er ist Sieger und frei geworden, — er lacht auf sein wundes Gebein nieder; er lacht, und seine Seele blutet und ist voll grausen Entsetzens. Eine Brandstätte ist ihm die Erde geworden, und der Wahn der Menschheit sein Mörder. Darum singt er also, — das ist sein schreckliches Lied! Er singt es denen, die in seinem Innern Licht und Liebe auslöschten, kaltes Entsetzen singt er ihnen, Haß und Groll, Verzweiflung und Tod, Verbrechen und ewige Nacht. Denen, die eine Hölle in ihn hineingesäet, singt er keine Himmel.“

„Edler Freund,“ sprach ich zu Holmar, „wer blendete doch unsern König, daß er eben dich zu einem der obersten Richter unsers Landes machte: Du gehörst nicht hin auf den Stuhl, wo man über das verbrecherische Leben den Stab brechen soll; denn du wirst für den Sünder allezeit Gnadengründe finden, und die Unnatürlichkeiten der Welt, ihrer Meinungen und bürgerlichen Einrichtungen lieber strafen, als den, der mit Namen und Werk eines Missethäters, durch dieselben zu Grunde ging.“

„Allerdings Bedä!“ antwortete Holmar: „Ich glaube, Gott schuf das Gute; das Böse aber schuf — nicht der Teufel, sondern — der Mensch. Die Natur ist das Gottesgesetz. Die Natur führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Aber die Menschheit, im Abfall vom Gottesgesetz, schuf andere Ordnungen, Erzeugnisse des Ehrgeizes, der Habsucht, des Stolzes; Erzeugnisse niedriger Leidenschaften eines thierischen Wesens, oder eines beklagenswürdigen Irrthums, den die warnende Weltgeschichte vergebens mit blutigen Buchstaben auszeichnete. Daher des Uebels und des Jammers so viel unterm Monde! Denn hier ist nicht Gottes Reich, sondern der Menschen Reich. Aber die Rache der Natur schwebt fürchterlich und unsichtbar ob allen Freveln wider sie. Sie geht

ihren ernsten, großen Gang, ohne sich nach ihren Halsgerichtsordnungen zu richten, mächtig und heilig fort. Ihre Gesetze, Winke des Allmächtigen, kann der Sterbliche mißdeuten — doch ändern nicht. Der Triumph der Wahrheit ist, daß die Lüge Elend gewähren muß.“

Gerold rief: „Ich muß verstummen; ich wage weder zu fragen, noch zu antworten; denn, Holmar, du sprichst zu mir, wie aus einer fremden Weltgegend, die ich, nur an die Eichen und Tannen unserer Landschaft gewöhnt, mit ihren Palmen, Riesenschlangen und Draken nicht kenne. Ich will noch einmal Plato's und Xenophons Gastmahl lesen, wo Sokrates und seine Freunde von der Seelenliebe handeln. Mir schienen diese Werke bisher weniger ein tiefer Ernst, als rednerisches Spiel über eine griechische Lebenssitte zu sein.“

„Lies!“ antwortete Holmar: „und glaube, die hohen Alten gefielen sich nicht im Possentreiben mit Gegenständen, deren Heiligkeit sie ehrten. Wir bewundern heute den Segen, die Kraft, die Größe jener Vorwelt, deren Herrlichkeit wir noch nicht wieder erreicht haben. Wir werden sie nicht wieder erreichen, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. Lasset uns in der Natur Natürlichkeit, und in der Menschheit die Menschlichkeit suchen! Ach, unsere Staatsmaschinen, unsere theologischen und philosophischen Systeme kommen mir oft vor, wie das Bett des grausamen Procrustes. Wer darin ruhen will und zu kurz ist, wird auseinander gedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang ist, wird verstümmelt, bis er kurz genug ist. Daher so mancherlei bürgerliche, sittliche, religiöse und geistige Verkrüppelung in dem sich verfeinert dünkenden Europa. Der Gesetzgeber will das Volk nach seiner Verfassung und Idee zuschneiden, nicht sein Gesetz dem Volke anmessen. Aber nur durch die Natur,

so der Mensch hat, nicht in der eines Andern, muß er Alles oder Nichts werden.“

Hier wandte sich Gerold zu mir und sagte: „Warum, Beda, beobachtest du zu Allem, was Holmar redet, das tiefe Schweigen? Spricht er wahr oder falsch? Ist die geschlechtlose Seelenliebe, diese Männerliebe, dieser Gros, aus dem Wesen unserer Seele wirklich hervorgegangen, wahrer Trieb der Natur, jetzt nur vom Aberglauben oder Wahn zurückgedrängt und verstümmelt? Oder schwebt Holmar darüber selbst in einem Irrthum, der sein weichgeschaffenes Herz quält; in einem Irrthum, zu welchem ihn vielleicht allzutiefes Verehren alter Schriftsteller, die doch am Ende Menschen waren, Ueberschätzung von Griechenlands Vortrefflichkeit, und zufälliger Zusammenklang mannigfacher Umstände seiner Erfahrungen verführt haben? Rede doch, damit ich noch eine andere Stimme höre, und ich mich wieder zu mir selbst zurückfinde. Denn nie in meinem Leben habe ich überzeugender von einer Sache reden gehört, die mir vorher nie in Sinn gekommen ist, und die doch eigentlich, wenn sie wirklich in der Natur wäre, Jungen und Alten in allen Zeiten und Zonen bekannt sein müßte.“

„Fast ergeht es mir, Gerold, wie dir!“ entgegnete ich: „Laß aber, ehe ich auch meine Meinung gebe, Holmar noch zuvor auf das antworten, was du mir sagtest.“

Holmar sprach: „Daß der Gros, die im Alterthum frei und edel auftretende, von Männern zu Männern gehende Seelenliebe, seit fast zweitausend Jahren kaum noch genannt werden darf und darum kaum noch genannt wird, — sollte dies uns als Zeugniß gelten, sie selbst sei gar nicht vorhanden und bekannt? Wie Vieles gibt es, umgekehrt, das seit Jahrhunderten gekannt und genannt ward, und doch nie vorhanden war, wie Erscheinungen der Geister oder wie Macht der Hexen. Und doch, wie viel tausend

schuldlose Leben wurden diesem Wahne hingeschlachtet, laut Kirchensatzungen und peinlichen Gesetzbüchern! — Der unzerstörbare Naturtrieb aber, von welchem wir reden, ist unvertilgbar und wirklich noch unvertilgt, wenn gleich als Unnatürlichkeit, als Ehre und Scham verlegend, geächtet und verdammt. Er macht sich immerdar bemerkbar, und erscheint, als dunkler Zug, in den Geschichten der Menschheit. Aber der feindliche Wahn wider ihn ist es auch, der fortwährend Elend zeugt. Er ist der Unstern, der rächend über Leben und Regierung mancher Fürsten und über der Hütte manches Bedürftigen funkt. Denket an Jakob I von England und seinen Liebling Buckingham, an Heinrich III und Ludwig XIII von Frankreich, an Papst Julius II!“

7.

Die Entlarvung.

Als Holmar so geredet hatte, und Gerold mich abermals aufforderte, meine Stimme in dieser merkwürdigen Sache zu geben, nahm auch ich die Gläser, und ließ vom alten Rheinwein hineinperlen und sprach: „Trinket zuvor, ihr Freunde, damit wir heiteres Auges das düstere Bild Holmars betrachten.“

Schweigend nahmen sie die Gläser. Wir stießen an. Gerold lächelte und sagte: „Wohlan, Beda, sei du nun der Sokrates bei unserm Gastmahl, welches, was den Gegenstand der Unterhaltung betrifft, dem Gastmahle des Agathon und Kallias gleicht, aber ihm in froher Stimmung weit nachsteht.“

„Möge mir der Dämon des weisen Sokrates hold sein,“ sagte ich, „um das tief bewegte Gemüth meines Freundes Holmar zu beruhigen; dann, wenn wir beim Nachtmahl sitzen, werden uns die weiblichen Grazien auch Rosen bringen. Ich bekenne es gern,

daß Holmars Reden meiner guten Laune etwas Eintrag gethan haben; denn ich liebe ihn zu sehr, als daß ich ihn leidend sehen mag.“

„Mich?“ fragte Holmar: „Sage besser, du sahst heller viel leicht, als sonst, oder von einem ungewöhnlichen Standpunkt, eine leidende Welt.“

„Nein, im Ernst, mein Holmar,“ antwortete ich ihm, „diesmal beklage ich mehr dein menschenfreundliches Herz, als die Welt, welche, wie mir's vorkommt, wohl zuweilen durch den Gros, aber nicht durch dessen Verkennung leiden mag. Denn alle Tugend, Zartfönnigkeit und Weisheit der Griechen in Ehren, scheint mir dieser Gros, dieser Friedenstörers, von verschiedenen Seiten verdächtig und vom Haus aus ein muthwilliger Gott, der sich unter allerlei Verkappungen gefällt, auch die Sokraten zu äffen.“

„Vorwärts, vorwärts, Beda!“ rief Gerold mit aufwieglerischer Lust: „Das heißt den Krieg erklärt. Zieh', wenn du kannst, dem Welttyrannen die Maske vom schelmischen Gesicht!“

Ich erwiderte: „Er ist ein Proteus, der uns unter den Händen zu einer andern Gestalt wird. Wenn Holmar und ich nur erst einverstanden sind, daß wir einen und denselben vor uns haben! Darum Holmar, erlaube mir nur einige vorläufige Fragen. Sagtest du nicht, jene tugendhafte Seelenliebe, welche nicht dem Geschlechte nachfragt, sei einer der ewigen Grundtriebe unserer Natur, gleich der Mutterliebe zum Kinde; daher gewaltig und unwillkürlich, und weil dem so sei, müsse der wahnsinnige Fluch, mit dem ihn die Welt belegt, die Welt mit Verderben erfüllen?“

Holmar antwortete: „Du wiederholst meine eigenen Worte.“

„So bist du uns noch die Erklärung schuldig geblieben,“ sagte ich, „warum jene Seelenliebe selten oder nie im weiblichen Geschlecht wahrgenommen wird, da doch die menschliche Natur

auch in ihm besteht. Sogar die Griechen wußten von der begeisterungsvollen Seelenliebe zwischen Frauen und Jungfrauen nichts.“

„Allerdings ist dem weiblichen Geschlechte,“ erwiederte Holmar, „diese Seelenliebe so fremd geblieben, wie dem männlichen Geschlechte jenes eigenthümliche, gewaltige Gefühl der Mutterzärtlichkeit gegen den Säugling. Jedes der Geschlechter empfing aus den Händen der Natur eine besondere Gabe; aber warum beide nicht beiderlei? das verschwieg uns die Natur. Wie könnt' ich's dir verrathen?“

„Doch bleibt mir auffallend, daß jedes Weib, sobald es Mutter geworden, von unwiderstehlicher Zärtlichkeit gegen den Säugling ergriffen wird. Ich erkenne darin die Allgemeinheit und Wahrheit eines Naturgesetzes. Hingegen leben Millionen des männlichen Geschlechts, welche von der Kindheit bis ins Greisenalter nichts von einer innigen, unwiderstehlichen, ausschließlichen Zuneigung zu ihres Gleichen empfanden; selbst bei den Griechen nicht, weil man sonst gewiß bei ihnen nicht denen Vorwürfe gemacht haben würde, die keinen Liebling hatten. Ist nun die Seelenliebe ein in der Natur des männlichen Gemüthes wohnender Trieb: warum äußert er sich nicht in Allen unsers Geschlechts; selbst in dir nie? warum nur in einer mindern Zahl desselben? Oder ist zwischen Männern und Männern abermals eine Naturverschiedenheit?“

„Du weißt es, Bedä,“ antwortete Holmar, „was dich befremdet, hat auch den weisesten Griechen Befremden erregt. Und warum sollen wir, da uns Erfahrung überzeugt, nicht auch an eine Naturverschiedenheit im männlichen Geschlecht glauben? Deutete nicht schon Plato selbst auf die Verschiedenheit, auf ein Doppelgeschlecht unter den Männern, auf das Geschlecht

Jsch. Nov. 1. 9*

des Reinmännlichen, welches nur an Männer gezogen wird, und auf das des Männlich-Weiblichen?"

„Ei, ei!“ unterbrach ihn Gerold: „Ich will nicht hoffen, daß du im Ernste redest, da selbst dein Plato den Einsfall nur mit Lächeln feil bot, und ihn durch des Aristophanes mythischen Schwank beim Gastmahl sogar lächerlich machte. Denn auf nichts Anderes war es doch wohl abgesehen, wenn Aristophanes von den ursprünglichen Doppelmenschen auf Erden erzählte, dem doppelten Mann und dem aus Mann und Weib am Rücken zusammengewachsenen Menschen. Dann wie Zeus, den Uebermuth dieser Sterblichen zu strafen, alle gespaltet habe, daß aus dem Mann-Mann zwei Männer, aus dem Mann-Weib ein Mann und ein Weib wurden, und wie daher noch jetzt jeder Theil seine von ihm getrennte Hälfte suche und ausschließlich liebe.“

Darauf versetzte Holmar: „Benigstens sinnreich bleibt der Scherz. Und kann unser Ernst nicht immer vom Geheimniß der Natur den Schleier heben, mag es doch dem Scherze gestattet sein, neckend daran zu zupfen. Ohne Zweifel lag auch wohl etwas Aehnliches dem Glauben des gemeinen Volks über die große Gewalt jenes Grundtriebes in vielen und doch nicht in allen Männerseelen zum Grunde.“

Ich erwiderte: „Was sich damals der große Haufe eingebildet habe, das entscheidet nichts und kann uns einerlei sein. Aber mir scheint, daß die weisen Griechen, daß die Gesetzgeber selbst in ihrem Glauben von der männlichen Seelenliebe nicht so weit gingen, als du, mein Holmar. Denn sie hielten dieselbe keineswegs für einen Grundzug in unserer Natur, durch dessen Vernichtung oder Unterdrückung das Wesen der Seele gleichsam verstümmelt und elend werde; wohl schwerlich hätten sie sonst den Sklaven die Seelenliebe untersagt: sondern sie hielten sie für eine löbliche Sitte, die man zur Veredlung jugendlicher

Gemüther beobachten solle. Du selbst, Holmar, wirst eingestehen, du selbst hast es gesagt, daß das, was als Trieb der Natur in unserm Wesen vorhanden ist, unmöglich durch Gesetze in denen ganz ausgerottet werden könne, in welchen es einmal erwacht. Aber eben so unmöglich kann es durch Gesetze in jenen hervorgerufen und erzwungen werden, in denen es nicht ist. Der menschliche Gesetzgeber kann nur das gebieten, was in menschlicher Fähigkeit und Willkür liegt."

So sprach ich, und schwieg, um Holmars Meinung zu erwarten. Nach einigem Bedenken sagte er: „In diesem kann ich dir keinen Widerspruch leisten. Auch die Mutterzärtlichkeit gegen das Kind läßt sich durch kein Gebot, durch keine Strafe ganz unterdrücken, aber eben so wenig, wo sie fehlt, plötzlich schaffen. Ich muß dir Recht geben, und fühle doch dabei Widerspruch in mir selbst."

„Vielleicht," sagte ich, „nur darin, daß du das, was, wie die Freundschaft, wie die Tapferkeit, wie die Ehrfurcht und jede andere Tugend, von unserer Willkür abhängt, als einen reinen Naturtrieb ansiehst. Als solchen betrachtete Griechenland aber die Seelenliebe der Männer nie, sondern als etwas freien, starken, vaterlandssinnigen Gemüthern Geziemendes. Darum verboten die Gesetze diese Liebe den Sklaven, und verlangten sie dieselbe von tugendhaften, freien Männern. Hätten die Gesetze den Sklaven einen Grundtrieb des menschlichen Wesens zum Verbrechen gemacht, so würden die Griechen das Verbrechen gegen die Natur begangen haben, welches du den Völkern späterer Jahrhunderte zum Vorwurf gemacht hast, und wodurch, wie du sagtest, die Menschheit in ihrem Wesen verstümmelt worden sei."

Gerold rief, mich unterbrechend: „Dem Himmel Dank, und dir, Beda! meine Vernunft fühlt sich wieder genesen; ich komme

wieder zu mir selbst, und sehe die ehrliche Welt wieder im alten Gleise fortrücken.“

„Ich kann dir, Beda,“ sagte Holmar, „keinen Trugschluß vorwerfen. Und wenn die Griechen die männliche Liebe einen Trieb nannten, so ist er das, wie jeder Vernunfttrieb zur Tugend. Darum aber ist das große Räthsel für mich lange noch nicht gelöst.“

„Wenigstens so viel entschieden gewonnen,“ rief Gerold, „daß die Seelenliebe der Männer und Männer Sache der Willkür sei, über die, ohne darum die Natur der Menschheit zu verstümmeln, das bürgerliche Gesetz verfügen kann oder die öffentliche Meinung.“

„Das ist eben noch der ungelösete Knoten!“ sagte Holmar: „Denn wie trat der Gros in die Welt hinein, wenn er nicht durch die Natur selbst eingeführt worden ist? Und ist er naturgemäß, wie darf man ihn verdammen? Ist er naturwidrig, wie kommt es, daß er zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen tausend männliche Gemüther ergriffen hat, ja, wie in Griechenland, die Achtung eines ganzen Volkes gewann? Wie kommt es, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich der Herzen bemächtigen, und gegen alle Ueberzeugungen der Vernunft ihrer Herr werden und bleiben kann?“

„Wie jede andere Leidenschaft!“ fiel ihm Gerold in die Rede: „Wie sogar die Liebe des Kartenspiels.“

„Ich gebe zu,“ sagte Holmar, „Leidenschaft sei mit dieser Liebe der Männer zu Männern endlich verbunden, wie sich denn die Leidenschaft mit Allem vermählen kann. Allein wie, und das ist die Frage, wie kann diese Leidenschaft, diese Liebe, so gählings entstehen, unvorbereitet, unwillkürlich von Männern zu Männern, wovon so viele Beispiele zeugen? Da sie doch keine Frucht des Nachdenkens, oder der allmäligen Gewohnheit, oder

unserer rein sittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede.“

„Allerdings, mein Holmar,“ erwiderte ich, „diese sind es, welche das zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern.“

Gar lebhaft rief Holmar: „Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen.“

„Nur noch ein Argwohn,“ sagte ich, „scheidet sie von einander.“

„Der wäre?“ fragte Holmar.

„Wie, wenn der Gros zuletzt doch zuweilen nur ein verkappter, ganz gemeiner Amor wäre?“ antwortete ich. „Nichts als eine der mannigfaltigen, seltsamen Verirrungen des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser! Uns allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechtstriebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Beweggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entwürfe seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird

das Tode befeelen und umfassen; umringe ihn mit Shakespeare's wüsten Kalibanen, und er wird einen Engel unter denselben finden. In den gottgeweihten Zellen schwört ihm die Nonne ab; aber mit doppelter Inbrunst hängt ihre Seele dem unsichtbaren Bräutigam im Himmel an, der ihr in Träumen erscheint und ihr Wesen mit Entzücken durchschauert; und die Jünglinge der Klöster bringen dem vielgefeierten Urbilde des Schönen, der heiligen Maria, zärtliche Verehrung, und begrüßen diese Himmelskönigin mit allen süßen Namen, welche je die Liebe für ein irdisches Wesen erfand. Der rohe Hirt in der Einöde der Alpenfelsen drückt seine heißen Küsse auf das Fell einer schönen Ziege, und der königliche Pygmalion auf den kalten Marmor der Bildsäule, die sein eigener Meißel aus dem Felsenblocke hervorschlug. Die ganze Weltgeschichte ist von den Wirkungen dieser wunderbaren Macht und ihrer unglaublichen Verirrungen erfüllt. Sie führte zahllose Sterbliche zu den Gipfeln des Ruhms und zu den blutigen Richtstätten; änderte die Schicksale der Völker und den Gang der Religionen; entzündete die jugendlichen Gemüther in Klöstern und auf Schlachtfeldern zur Selbstopferung; und machte Tyrannen und Halbgötter, Heilige und Wahnsinnige.“

„Ha!“ sagte Holmar nachdenkend: „Ich verstehe dich. Fahre fort, obgleich schon das Ziel deines Weges sichtbar ist.“

„Menschenkenner!“ sprach ich, und drückte Holmars Hand, denn mir war, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten, weil ich einen seiner lange gehegten Träume von der Menschennatur, wenn auch nicht den erquickendsten, zerstören wollte: „Menschenkenner, wenn du die Innigkeit, die tiefe Zärtlichkeit fahst, mit welcher ein kindliches Mädchen, noch lange nicht zur Jungfrau entknospet, ihrer Gespielin schmeichelte, ahnete dir nichts von der beginnenden Zauberei, mit welcher der verummte Amor ein Herz schlagen machte, das sich selbst noch nicht verstand? Es gibt

wohl wenige Männer von gefühlvoller Gemüthsart, welche nicht auch, als Knaben, von irgend einem andern hübschen Knaben stärker denn von allen andern sich angezogen fühlten, und diesem mit einer fast leidenschaftlichen Zuneigung anhängen, welche sie nachher nie wieder in dieser Art gegen Personen ihres eigenen Geschlechts empfanden. Ich selbst erinnere mich eines solchen Zuges von mir aus meinem Kindheitsalter. Daher die lange bleibende Sehnsucht nach einem Freunde, wie man sich ihn gern träumt und nie findet, besonders im Ungeflüm der Jünglingsjahre, wo mancherlei Verhältnisse noch vom nähern Umgang mit Frauenzimmern entfernt halten, oder noch keine weibliche Schönheit den Sieg über uns errang. Daher die überspannten Begriffe sowohl bei jungen Männern als bei Jungfrauen, welche sie von der wahren Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechts hegen!“

Ich schwieg. Gerold lächelte zufrieden und sagte: „Beda, du schleichst dem verummten Amor und Gros auf den Fersen so glücklich nach, daß es Schade wäre, wenn du ihn nicht noch bei den Flügeln ergreifst!“

„Zwar in unsern Ländern,“ fuhr ich fort, „ist der Umgang beider Geschlechter erlaubt, und nicht, wie in Asien, verboten. Aber dennoch findet sich eine Art freiwilliger Scheidung ein. Der wildere Knabe spielt am liebsten mit seines Gleichen, und plagt das kleine Mädchen, weil es immer etwas voraus haben will, oder weint. So bleibt er immer von diesem entfernt; als werdender Jüngling nicht minder, denn theils reist er viel später als die Jungfrau, theils zerstreuen ihn Anstrengungen und Arbeiten auf dem Felde, in den Werkstätten, in den Schulstuben. Und wenn im Jüngling die dunkle Sehnsucht des Herzens heller wird, tritt er schon vor dem andern Geschlecht zurück, sei es, weil ihm der Zwang lästig ist, welchen er seiner ungebundenen, noch knaben-

rohen Art, in Gegenwart feingestitteter Frauenzimmer auflegen muß; oder weil er im Gefühl einer gewissen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen ist, welches Jean Paul das Alter der Flegeljahre heißt, blöde und scheu dasieht; oder weil er stark und besonnen genug ist, zu begreifen, daß er auf seiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernste an irgend eine Liebe denken darf; oder weil ihm bei seiner eigenthümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie sie ihm bisher erschienen, nicht zusagt. Während so vom andern Geschlechte mehr oder minder willkürlich sein Herz entfernt bleibt: verstummt die Stimme der Natur in diesem Herzen nicht. Sie redet der Freundschaft das Wort für irgend einen Liebling, und erhöht diese mit Leidenschaft zu irgend einer Schwärmerei, von deren Ursprung er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß. Je entschiedener und standhafter die Denkart des Mannes ist, um so dauerhafter wird seine Neigung; je weniger befriedigend diese neben seiner ewigen Sehnsucht steht, um so stürmischer, Alles überwältigender wird die Zuneigung, welche zuletzt sein ganzes Wesen so verzehrt, wie die unglückliche Liebe eines Werther oder Siegwart, oder eines Mädchens verzehrend wird, die hoffnungslos um den Geliebten seufzt.“

Lachend rief Gerold: „Stiehst du den Gros Griechenlands, wie er leibt und lebt! Schon hältst du den gefährlichen Schalk an der Spitze seines Fittigs!“

„Doch hüte dich, Bedä, daß er dir nicht entslüpfe,“ sagte Holmar, „oder daß du nicht den falschen erwischest! Wäre es mit ihm, wie du sagst, so würde er auf gleiche Weise wohl auch, und aus gleichen Ursachen, Mädchen zu Mädchen führen, und doch kannte weder die alte noch die neue Welt solche Erscheinungen in ähnlicher Menge.“

„Aber man kannte sie doch,“ versetzte ich: „und Diderot wußte darum und die geheime Geschichte manches Nonnenklosters.“

Doch, zum Glück der Menschheit, mußten sie in allen Welttheilen natürlich selten sein, weil die Jungfrau, unter allen Himmelsstrichen schneller aufgeblüht und entwickelt als der Mann, sogleich mit den ersten Tagen ihrer Blüthe die Huldigung der Bewunderer und Anbeter, und eben nur während der ersten Blüthe empfängt. Damit wird sie früh in den Kreis des männlichen Umgangs herübergezogen: ihre Bestimmung wird sich eher klar, als dem Jünglinge; und sei es in den Tanzsälen der Europäer, oder in den Harems der Asiaten, immer wird die Sehnsucht ihres Gemüthes vor jenen Verirrungen gesichert, die von der Natur entfernen.“

Gerold nahm hier das Wort und setzte hinzu: „Auch schon ehe das kleine Mädchen zur Jungfrau reift, wird es in den Verhältnissen des häuslichen Lebens seiner Bestimmung auf kürzerem Wege zugeführt. Es lernt sich schmücken und gefallen wollen, während die Knaben mit einander raufen; es spielt, mütterliche Freuden ahnend, mit Puppe und Wiege, während die Knaben mit hölzernen Gewehren dem Wirbel ihrer Trommel folgen; es denkt, als letztes Ziel, an die Tage des bräutlichen Lebens, während die Knaben, noch als Lehrbuben oder Schuljungen, von den Zeiten der Wanderschaft, vom Stolze der Meisterschaft, von Ehrenstellen und Heldenwerken und Thaten, der Unsterblichkeit werth, ihr Süßestes erträumen.“

„Wenn es bei uns noch möglich ist in Europa,“ fuhr ich fort, „daß junge Männer sich von der Sehnsucht ihrer von ihnen selbst vergessenen Natur irre führen lassen: um wie viel leichter war es im alten Griechenland, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns gezogen war! Dort lebten mehr und längere Zeit, als bei uns, Männer ausschließlich mit Männern. In Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen sahen sie meistens nur sich; während die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern und Verlobten und Ghemännern

umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung war das Gut des Mannes, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Puzes beschränkt blieb. Daher lenkte sich früh die Achtung des Mannes dem Manne zu, während das durch die bürgerlichen Ordnungen stiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Höheit des Gemüthes oder durch Reichthum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen erregen konnte. Vergänglich war der Jungfrau Schönheit; ihr schwächliches Wesen dem heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwert. Seine Neigung konnte sie daher nur auf kurze Zeit, und nur weil sie Weib war, fesseln. Dauerhafter und genußreicher mußten die Freundschaften der Männer unter einander sein, oft durch gegenseitige Hilfe, oft durch gleiche staatsstümliche Ansichten, und bürgerliche Bestrebungen und andere Interessen gestärkt. Denket euch nun hinzu die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen! Ja, es ist nicht zu läugnen, daß im Antlitz eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprechen, und mehr Heldenmuth, Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anreden, als im Gesichte des schönsten Mädchens, weil jener schon früh seine Leidenschaft offen spielen läßt, die dann seinen zarten Mienen die ersten Spuren eingräbt, während das Mädchen mit sittiger Klugheit ihr Inneres verhehlt, und gerade das Gesicht, statt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemüthes macht.“

Gerold sagte: „Wohl, Bedä, werden mir jene wunderbaren, vielgepriesenen Freundschaften des Alterthums heller, in welchen sich mit der Hochachtung des gegenseitigen Verdienstes die Brüderlichkeit gleichgestimmter Seelen, die Kraft der Aneinandergewöhnung und die gewaltige Leidenschaft eines in sich selber irren Ma-

turtriebes verbanden. Ich kann mir's denken, mit welchem Heldenthumthe der Bruder neben Bruder wetteifernd für den Ruhm des Vaterlandes und für das theure Leben des geliebten Freundes focht; wie die Heldenjünglinge in der thebanischen Kohorte, Einer an der Seite des Andern, kämpften, fielen, ausathmeten. Ich kann mir's denken, wie unter solchen Verhältnissen, da dem Manne am Manne weibisches Wesen und Zieren anekelt, Einer nur des Andern Denkart zu veredeln strebte. Denn wer hätte nicht den, welchen er mehr als sich selbst liebte, gern als das vollkommenste der Geschöpfe hingestellt und bewundert wissen mögen? Ich kann mir's denken, wie tugendhafte Gesetzgeber und Weise solche Freundschaften, die aber auch nur in den Eigenthümlichkeiten des griechischen Bürgerlebens möglich waren, zur Pflicht machten; sie für das beste Erziehungsmittel, sie für die stärkste Schutzwehr vaterländischer Freiheit, sie für die reichste Quelle edeln Sinns und großer Thaten und für den reinsten und süßesten Genuß des Daseins halten mußten. So lange die Griechen einfach, mäßig, frei und kriegerisch lebten, war ihr Gros ein reines, heiliges und heiligendes Wesen. Sobald ihnen aber Gold über Ruhm, Bequemlichkeit über Freiheit ging, und sie mehr Bildsäulen und Denkmäler, als lebende Helden hatten, verlor sich Gros unter dem weibischen Gurren entarteter Dichter in den Schlamm der Thierheit, und der Fluch und Abscheu der Welt drückte ihn vernichtend und mit Recht in den Abgrund des Schlammes, in sein Grab."

"Viel Wahres habet ihr gesprochen!" sagte Holmar: "Nur eins bleibt widerstrebend, daß ihr in dieser reinen Seelenliebe zuletzt immer nur das Spiel und Wesen des gemeinen Geschlechtstriebes wahrnehmen wollet, eines Triebes, dem der Gros eben am feindseligsten ist. Ja, diese heilige Anneigung der Seelen trägt in sich selbst Abscheu vor jedem unlautern Gedanken."

"Allerdings, Holmar," erwiderte ich ihm, "trägt sie Ab-

scheu vor ihm. So ist die erste Liebe des Jünglings, so die erste Liebe der Jungfrau in ihrem Streben heilig, Alles vergöttlichend und voll Grauen vor roher Thierheit. Heilig, wie sie selbst, erblickt sie in der geliebten Person nichts Irdisches, sondern nur Ueberirdisches, nichts Menschliches, sondern nur den Engel. Anschauung und schweigende Anbetung und ein beseligendes Erwiedern des liebebekennenden Blickes ist höchster Genuß; der bloße Gedanke nur an einen Kuß, ist schon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligthum. Und doch wirst du mir gestehen, Holmar, daß diese gegenseitigen Vergötterungen zweier Liebenden ihren Ursprung im allgewaltigen Gebot der Natur haben, deren Scepter alle beseelten Geschöpfe wissend und unwissend gehorchen. Nimm deinen Plato, nimm deinen Xenophon und Plutarch und die Gesetzgeber und die Dichter Griechenlands alle noch einmal in die Hand, und dir wird die Selbsttäuschung aller über die Heiligkeit ihres Gros unverkennbar erscheinen. Er entspringt bei Einzelnen, wie bei Völkern, zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch ist er rein und erhaben, wie immer die erste und wahrhafte Liebe ist; aber zuletzt geht bei Einzelnen und Völkern diese Liebe ekelhaft aus. Gros zündete seine Fackel am Lichte der Schönheit eines Jünglings an, der mit mädchenhafter Grazie zwischen dem Knaben- und Mannesalter schwankt, und sinkt endlich aus den reinen Himmeln der Unschuld in wüste Annatur und Thierheit zurück. Das verhehlen selbst die Gastmähler Xenophons und Plato's und alle Liebesfänger Griechenlands nicht."

Holmar sah mich nachdenkend an und sprach: „Ich weiß nicht, ob du mich überreden oder überzeugen willst, Bedä. Allein ich werde deine Rede im Gedächtnisse bewahren und bei mir überlegen. Sollte aber wohl der ehrwürdige Sokrates, sollte wohl der göttliche Plato so voll des Volkswahnes gewesen sein, daß sich die Wahrheit, die sich ihnen überall nackt wies, nur hier

nicht erkannt hätten? Kannst du glauben, o Veda, daß solche Männer dem Unnatürlichen und den Verirrungen des menschlichen Gemüths die schönste aller Lobreden gehalten hätten? Nimmermehr! ich kann es nicht.“

Dem entgegnete ich: „Gedenke, Holmar, daß Sokrates die Wichtigkeit der Götter des griechischen Volkes wohl kannte, und ihnen dennoch opferte. Vergiß nicht, daß alle Weisen die herrschenden, selbst übeln Sitten ihrer Natur nur mit sorgfamer Umsicht berührten, und, wenn sie nicht hoffen konnten, dieselben auszurotten, daß sie nur trachteten, dieselben vom Unflat zu reinigen und zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Trieb nicht auch Christus Teufel aus? — Wahrlich, mein edler Freund, je länger ich über diesen Gegenstand denke, je schauerhafter wird mir der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu geben. Lukasson ward nicht durch eine tugendhafte Freundschaft, sondern durch eine wüthende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft unglücklich, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte, und welche ihn zum Wüstling, endlich zum rasenden Mörder machte. Könntest du Schugredner der Leidenschaften sein, bloß weil sie doch auch in unserer Natur gegründet sind? Sie allein sind die Quellen aller Verbrechen.“

Holmar rief: „Du läugnest also gänzlich das Dasein jener einigen, unwillkürlichen, zärtlichen Neigung zweier Seelen zu einander, welche, durch ihre Naturen an einander gezogen, sich ohne Rücksicht auf Geschlecht lieben können?“

Ich erwiderte: „Ich läugne nicht das Dasein einer solchen reinen Liebe, die ganz unwillkürlich ist. Denn gleichwie die Hochachtung, so ist auch die Liebe niemals willkürlich, weil wir immer nur das hochachten und nur das lieben können, was durch höhern Werth, sei es Tugend oder Schönheit, unsere Hochachtung

und Liebe erzwingt. Ich läugne nicht das Dasein einer zur Leidenschaft übergehenden Liebe, welche durchaus von der Vorstellung des Geschlechts und von allen damit verbundenen Begierden rein ist. Aber ich werde so lange glauben, daß sie nichts destoweniger ihr Entstehen den dunkeln und irgehenden Begierden der Geschlechtsnatur danke, bis du mir beweisest, daß zwei sich auf die reinste Weise liebende Personen nicht endlich immer, wenn die Umstände gemäß sind, mit ihrer Liebe ins Sinnlichere untergehen werden. So ist die Flamme der ersten Leidenschaft zwischen unschuldigen Jünglingen und Mädchen wohl allezeit rein und veredelnd. Ja, Büßlinge gibt es, welche, sogar nach langen Ausschweifungen, von einer tugendhaften Schönheit gerührt, in vorher unbekannten edlern Gefühlen der Liebe, mit aller Sehnsucht und Schwärmerei derselben, und mit allem Abscheu vor gemeinerm Genuße, bessere Menschen wurden."

"Vollkommen einverstanden!" rief Gerold: "Mir begegnete es in meinen jüngern Jahren, daß ich sterblich in ein Mädchen verliebt ward, welches mir im Traum erschien. Mein Herz erfüllte sich mit unnennbarer Sehnsucht. Es war mehr eine Heilige, eine Ueberirdische gewesen, als eine der sterblichen Töchter der Erde. Ihre himmlische Gestalt schwebte mir lebhaft vor. Ich suchte sie unter allen umherwandelnden weiblichen Erscheinungen vergebens wieder. Ich suchte vergebens die Wiederholung des Traumes zu erkünsteln. Ich war einige Zeit unglücklich, und mochte wohl einem halben Wahnsinnigen gleichen. Endlich verflog der Rausch. Zweifelst du, Holmar, daß hier nicht die reinste Seelenliebe waltete? Und dennoch wirst du zugeben, daß der Einfluß keiner andern Seele die Leidenschaft erweckte. Die Einbildungskraft äßte mich, die Gauflerin! und sie that es wahrscheinlich auf Geheiß der sich im Dunkeln regenden Geschlechtsnatur."

Als Gerold dieses von sich erzählte, fiel mir bei, daß mich

einst in der Jugend ähnliche Leidenschaft für ein weibliches Bild ergriffen hatte, welches, allen meinen Urbildern des Weiblich-Schönen entsprechend, noch dazu nur auf eine Tabaksdose gemalt war, und wobei also von keiner gegenseitigen Seelenentwicklung Rede sein konnte. „Schwerlich; also,“ sagte ich, „dürften es wohl die Seelen sein, die sich wechselweise entzünden zur Liebe. Das Ideal des Schönen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen lebt, weckt endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entsprechende Gestalt in der Wirklichkeit erscheint, die Sehnsucht der Natur zur Vereinigung mit derselben; oder der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, verwandelt den ersten, den besten Gegenstand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schönen.“

Wie wir noch also mit einander sprachen — schon brannten die Wolken des Himmels über uns im rothen Abendshimmer, — traten Augustine, Claudia und der junge Holmar mit seiner Geliebten in die Jasminlaube, uns zum Abendessen abzuholen.

Wir gingen. Die Heiterkeit wandelte voraus, der Ernst folgte. Holmar blieb, indem wir beide schweigend dem laut scherzenden Haufen nachzogen, mitten im Garten stehen, und ergriff meine Hand, indem er sagte: „Beda, ich bin dir noch einen Dank schuldig geblieben. Lukasson mußte nicht nur nach dem Gesetze sterben, sondern er war auch strafbar. Ich anerkenne, daß das Einwilligen des Geistes in die vernunftlose Uebermacht einer Leidenschaft, welche es auch sein möge, strafbar ist, oder nichts Strafe verdient. Ich bin über einen Punkt beruhigt, über welchen ich es auch ohne diesen Abend hätte sein sollen. Ueber einen andern Punkt aber — — nun ja, als redlicher Freund des Wahren räum' ich ein, es sei der Irrthum auf meiner Seite eben so möglich, als er es auf der deinigen ist, allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen.“
